

ZEITSCHRIFT
des
Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

22. Jahrgang.



1912.

Mit einem Bildnis und siebenundzwanzig Abbildungen im Text.

BERLIN.
BEHREND & C^o.

1912.

1917 · 1839



3090



Inhalt.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

	Seite
Menschenschädel als Trinkgefässe. Von Richard Andree (mit sechs Abbildungen)	1— 33
Zur Geschichte der Sage vom ewigen Juden. Von Leonhard Neubaur . . .	33— 54
Alte Heilgebete und Zaubersprüche. Von Alois Patin	55— 68
Koreanische Erzählungen (20—50), gesammelt von Dominicus Enshoff. . . .	69— 79
Abergläubische Meinungen und Gebräuche des Mittelalters in den Predigten Bernardinos von Siena. Von Theodor Zachariae	113—134. 225—244
Zur Methode der Trachtenforschung. Von Karl Spiess.	134—156
Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Rumänen im Harbachtale, I. Von Pauline Schullerus.	156—164
Altindische Parallelen zu Babrius 32. Von Johannes Hertel	244—252. 301
Fragen und Ergebnisse der Kreuzsteinforschung. Von Anton Naegle (mit zwei Abbildungen)	253—277. 375—398
Kerbhölzer und Kaveln. Von Karl Brunner (mit sieben Abbildungen)	337—352
Die Halligwohnstätte. Von Karl Häberlin (mit zwölf Abbildungen)	353—374

Kleine Mitteilungen.

Zur Entwicklungsgeschichte des Volks- und Kinderliedes. 1: Schlaf, Kindchen, schlaf. Anhang. 2. Ach ich bin so müde. Von Georg Schläger.	79—89. 289—293
Der Tau im Glauben und in der Sage der Provinz Posen. Von Otto Knoop	89— 95
Doppeldeutige Volksrätsel aus Niedersachsen. Von August Andrae	96
Die Taufe totgeborener Kinder. Von Richard Andree†	164—165
Das Märchen vom tapfern Schneiderlein in Ostholstein. Von Wilhelm Wisser	166—179
Frau Holden am Niederrhein. Von Georg Baesecke	179—180
Ein Bilwisrezept. Von Georg Baesecke	180—181
Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes. Von Otto Schell	181—185
Die Nonnenbeichte. Von Otto Schütte und Johannes Bolte.	186—194
Historische Lieder und Zeitsatiren des 16. bis 18. Jahrhunderts. Von Paul Beck	194—201
Die Liedersammlung des Hans Schmid von Kusel. Von Otto Stückrath. . . .	278—284
Soldatenlieder aus dem dänischen Kriege von 1864. Von Otto Schell und Johannes Bolte	284 288
Noch einmal das Kutschkelied. Von Johannes Bolte.	288—289

	Seite
Zum Spruch der Toten an die Lebenden. Von Leonhard Neubaur und August Andrae	293—295
Das Alter unserer Handpuppen. Von Johs. E. Rabe	295—296
Braunschweigische Segensprüche. Von Otto Schütte	296—299
Volksreime auf deutschen Spielkarten. Von Otto Schütte	299—300
Zur Idee von Ahasver, dem ewigen Juden. Von Eduard König	300—301
Der ostpreussische Philipponeneid. Von Franz Tetzner	398—401
Hisch und Pott. Von Alfred Haas	401—404
Die Liederhandschrift der Eleonora Elisabeth Frayin. Von Johannes Bolte	404—407
Neue Sammlungen von Volkstänzen. Von Johannes Bolte	407—408
Volkstümliche Redensarten aus der Grafschaft Hohenstein. Von Rudolf Reichhardt	408—410
Der plappernde Junggesell. Von Gebhard Mehring	410
Noch einmal die Sage von Ahasver. Von Leonhard Neubaur	411—412
Bericht über die Verbandstagung in Giessen. Von Karl Brühner	412—413

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde, 1. Polnisch und Böhmisch. Von Alexander Brückner	202—210
2. Russisch. Von Georg Polívka	302—318. 414—428
Graf Baudissin, W. W. Adonis und Esmun (R. M. Meyer)	97— 98
Bouwmeester, W. L. De ontwikkeling van Nederlands landschappen (F. Müller)	429—430
Brunnhöfer, H. Die schweizerische Heldensage im Zusammenhang mit der deutschen Götter- und Heldensage (W. Brückner)	319—320
Dieterich, A. Kleine Schriften, herausgegeben von R. Wünsch (F. Boehm)	326—328
Gressmann, H. Die Schriften des Alten Testaments (R. Petsch)	320—323
Haberlandt, M. Österreichische Volkskunst (K. Brunner)	323—325
Herrlich, S. Antike Wunderkuren (H. Lucas)	210—212
Hoernes, M. Kultur der Urzeit. Urgeschichte der Menschheit (S. Feist)	430—431
Holsten, R. Woher stammt die Weizacker Tracht? (K. Spiess)	100—101
Hunziker, J. Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung (R. Mielke)	212—213
von Kimakowicz-Winnicki, M. Spinn- und Webwerkzeuge (R. Mielke)	326
Laufer, B. Der Roman einer Tibetischen Königin (H. Beckh)	329—330
Lietzmann, H. Byzantinische Legenden (E. Fehrle)	431
Mélusine XI, publié par H. Gaidoz (J. Bolte)	432
v. Negelein, J. Der Traumschlüssel des Jagaddeva (J. Hertel)	433—434
Norlind, T. Studier i svensk folklore (J. Bolte)	101—102
Rabe, J. E. Kasper Putschenelle (J. Bolte)	214
Rein, B. Der Brunnen im Volksleben (F. Boehm)	432
Schwela, G. Lehrbuch der niederwendischen Sprache (E. Mucke)	98— 99
Spiess, K. Die deutschen Volkstrachten (R. Julien)	102—105
von Unwerth, W. Untersuchungen über Totenkult und Odinnverehrung (A. Heusler)	213—214

Notizen (De Beaurepaire-Froment, P. Behrend, J. Bernhardt, Ed. Brückner, A. Dunkmanu, H. Höhn, Künstlerpostkarten, *Λαογραφία*, J. Lewalter, G. Schläger, G. Pitre, G. Schwela, P. Y. Sébillot, W. Seelmann, K. v. Spiess, Zeitschrift für Kolonialsprachen. — E. Consentius, A. Deitz, A. v. Gennep, A. Hilka, A. Leskien, R. Payer v. Thurn, J. Pommer, Prignitzer Volks-

bücher, P. Sartori, O. Tobler, H. Zschalig. — P. Bartels, W. Bartelt und K. Waase, A. Deissmann, E. Devrient, E. Fehrle, G. Gagnier, H. Halm, F. Heine, H. Hoffmann, W. Hommel, A. Jungbauer, V. Kirchner, A. Lasch, G. Liebe, A. Ludin, R. Mielke, F. Schulze, P. Wernle. — R. Andree, W. Deecke, Festschrift til H. F. Feilberg, P. Hambruch, F. Heinevetter, M. Höfler, Th. Ibing, F. Kluge, R. Koebner, L. Krause, H. Lietzmann, H. Marzell, J. v. Negelein, T. Norlind, K. Reuschel, L. Riess, A. Schlosser, O. Schrader, Zeitschrift für Argentinische Volkskunde, V. v. Zuccalmaglio)	106—108. 215—217. 330—333.	434—441
Richard Andree †. (Mit einem Bildnis). Von Eduard Hahn	217—218	
Rochus von Liliencron †. Von Johannes Bolte	219—220	
Dr. Max Fiebelkorn †. Von Max Roediger		441
Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins für Volkskunde. Von K. Brunner	108—112. 221—224.	334 - 336.
Register		442—448

ZEITSCHRIFT
des
Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

22. Jahrgang.



Heft 1. 1912.

Mit 6 Abbildungen im Text.

BERLIN.
BEHREND & C^o.

1912.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

	Seite
Menschenschädel als Trinkgefäße. Von Richard Andree (mit 6 Abbildungen)	1—33
Zur Geschichte der Sage vom ewigen Juden. Von Leonhard Neubaur	33—54
Alte Heilgebete und Zaubersprüche. Von Alois Patin	55—68
Koreanische Erzählungen (20—50), gesammelt von Dominicus Enshoff	69—79

Kleine Mitteilungen:

Zur Entwicklungsgeschichte des Volks- und Kinderliedes 1: Schlaf, Kindlein, schlaf. Anhang. Von G. Schläger. S. 79. — Der Tau im Glauben und in der Sage der Provinz Posen. Von O. Knoop. S. 89. — Doppeldentige Volksrätsel aus Niedersachsen. Von A. Andrae. S. 96.

Bücheranzeigen:

W. W. Graf Baudissin, Adonis und Esmun (R. M. Meyer) S. 97. — G. Schwela, Lehrbuch der niederwendischen Sprache (E. Mücke) S. 98. — R. Holsten, Woher stammt die Weizacker Tracht? (K. Spiess) S. 100. — T. Norlind, Studier i svensk folklöre (J. Bolte) S. 101. — K. Spiess, Die deutschen Volkstrachten (R. Julien) S. 102.

Notizen:

De Beaurepaire-Froment, P. Behrend, J. Bernhardt, Ed. Brückner, A. Dunkmann, H. Höhn, Künstlerpostkarten, *Λαογραφία*, J. Lewalter-G. Schläger, G. Pitre, G. Schwela, P. Y. Scbillot, W. Seelmann, K. v. Spiess, Zeitschrift für Kolonialsprachen S. 106—108.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde
(K. Brunner) 108—112

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an den Herausgeber Oberlehrer Dr. Fritz Boehm, Berlin-Pankow, Parkstr. 12d, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 10, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, SO. 26, Elisabethufer 37, sowie der Schatzmeister Dr. Max Fiebelkorn, NW. 21, Dreysestr. 4, entgegen.

Der **Jahresbeitrag**, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder postfrei geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist **bis zum 15. Januar** an den Schatzmeister **zu zahlen**, am besten auf das Konto „Dr. Max Fiebelkorn und Geheimrat Dr. Roediger“ bei der Depositenkasse K der Deutschen Bank in Berlin, NW. 52, Alt-Moabit 129. Nach diesem Zeitpunkt wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

Menschenschädel als Trinkgefäße.

Von Richard Andree.

(Mit 6 Abbildungen.)

1. Heiligenschädel.

Ein Menschenalter ist darüber verflossen, seit ich, ganz kurz, dieses Thema schon einmal im Zusammenhange mit dem Schädelkultus behandelt habe¹⁾. Seitdem ist viel neuer Stoff zugeflossen, und als ich meinen Wohnsitz nach München verlegte, ward mir auch wiederholt Gelegenheit, den wundertätigen und heilkräftigen Trunk aus einem Menschenschädel noch lebendig in unseren Tagen kennen zu lernen.

In einer Stunde Eisenbahnfahrt erreicht man den von der bayerischen Hauptstadt nach Osten zu gelegenen freundlichen, etwa 2500 Einwohner zählenden Marktflecken Ebersberg, eine uralte Kultstätte, die sich rühmt, seit fast tausend Jahren den Schädel des heiligen Sebastian zu besitzen, der durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag Tausende und Abertausende von Wallfahrern, darunter Kaiser und Fürsten, dorthin zog, die alle durch einen Trunk aus dem Schädel des Heiligen in geistigen und leiblichen Nöten Heilung und Segen erhofften.

Freilich den alten Glanz, der es früher umgab, zeigt Ebersberg heute nicht mehr. Die wiederholt von Bränden zerstörte gotische Klosterkirche, heute Pfarrkirche, ist stark barock umgebaut, und nur noch einzelne gotische Grabmäler sprechen von der alten Herrlichkeit. Auch die Verehrung des hlg. Sebastian ist durch neueren Wettbewerb beschnitten worden; denn, wie so häufig in Bayern und Tirol, hat man, moderner Richtung folgend, auch in einer Vorhalle der Kirche eine Lourdeskapelle errichtet, über deren Eingang steht: 'O Maria von Lourdes beschütze uns 1887'. Hier werden jetzt viele Wachsvotive niedergelegt, brennen zahlreiche Kerzen, sind Zettel an der Wand befestigt, welche schriftliche Bitten an die Heilige enthalten, die bunt bemalt in ihrer blumengeschmückten Grotte steht. Sie hört auch hier die Seufzer der Armen

1) Ethnographische Parallelen 1878 S. 134.

und Beladenen. „Bitte, bitte vier mich. Ein kleines Gebet. Gott vergelts“, lautet die Aufforderung eines Zettels an vorübergehende Kirchenbesucher. Eine dort aufgehängte Tafel besagt: „Eine gewisse Person, welche über 20 Jahre ein schweres Halsleiden hatte, verlobte sich zur heiligen Mutter Gottes von Lourdes und hat durch ihre Fürbitte bei Gott Heilung erlangt.“

Während nun hier der modernen Heiligen reichlich geopfert wird, fehlen bei der Reliquie dessen, der Ebersbergs Ruhm begründete, beim Schädel S. Sebastians, Votive heute ganz, und nur aus alter Zeit sind solche in der Kirche vorhanden, nur wenige. Eine gut gearbeitete, alte Votivtafel von 1689, jetzt wieder aufgehängt, besagt: „Ich Carolus Vogel, Bürger und Peckh von Halhein, habe mich wegen Krankheit zu S. Sebastian verlobt.“ Auch Wallfahrten unterliegen der Mode, altherühmte schlafen ein, neue erheben sich glänzend. San Jago di Compostella, dessen Name einst das ganze Abendland erfüllte, liegt tot und wenig besucht da; Lourdes, vor 50 Jahren ein unbekannter Ort, erfüllt mit seinem Ruhme die katholische Christenheit. Die dort erschienene Madonna verdunkelt an seiner uralten Kultstätte jetzt auch den heiligen Sebastian.

Die Legende dieses berühmten Heiligen ist so bekannt, dass ich hier nur das Allernotwendigste anzuführen brauche. Als heimlicher Christ errang er unter Kaiser Diocletian die Märtyrerkrone; an einen Baum gefesselt, ward er von mauretanischen Bogenschützen mit Pfeilen durchschossen, und so ist er in zahllosen Bildern und Statuen auch dargestellt. Allein, so heisst es in einem Berichte, die Pfeilwunden waren viel zu klein, als dass seine grosse Seele dadurch hätte entweichen können. Sebastian genas wieder, wurde dann aber erschlagen. Nichtsdestoweniger ist der Pfeil sein Attribut geworden, und in der Kunst erscheint er fast immer als der Pfeildurchbohrte, er ist deshalb auch Schutzpatron der Schützen, vor allem aber Patron gegen die Pest und andere Seuchen, deren todbringende Pfeile er abwehrt. Denn der Pfeil ist das Symbol der plötzlich kommenden tödlichen Krankheiten.

Heute wird die Reliquie in einer besonderen, vom Jesuitenlaienbruder H. Maier aus München erbauten Kapelle aufbewahrt, die, wie eine dort angebrachte lateinische Inschrift besagt, im Jahre 1670 von Albert Sigismund, Herzog zu Bayern und Bischof zu Freising und Regensburg, auf eigene Kosten im Geschmack jener Zeit errichtet wurde. Auf einem besonderen Altar steht das Reliquiar in Gestalt einer silbernen Büste, welche die Hirnschale birgt.

Seit wann sich die Reliquie in Ebersberg befindet, darüber gibt es verschiedene Ansichten, und die Schale (Fig. 1), die heute innerhalb des Reliquiars die Schädelbruchstücke deckt, stammt erst aus dem Jahre 1647¹⁾.

1) Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern, Oberbayern 2, 1351.

Diese Schale aber ist offenbar an die Stelle einer viel älteren Fassung getreten, wie aus einer Hauptquelle über den Sebastianskult in Ebersberg hervorgeht¹⁾. Danach soll schon Graf Ulrich I. von Ebersberg (10. Jahrhundert) die Reliquie in Form eines Bechers in vergoldetes Silber haben fassen lassen. Die heutige silberne Schale ist viel jünger und muss demnach an die Stelle einer älteren getreten sein. Auch über den Ursprung der Reliquie selbst ist man verschiedener Ansicht. Nach der eben angeführten Quelle²⁾ liess ein Graf Eberhard, der zu Ebersberg eine

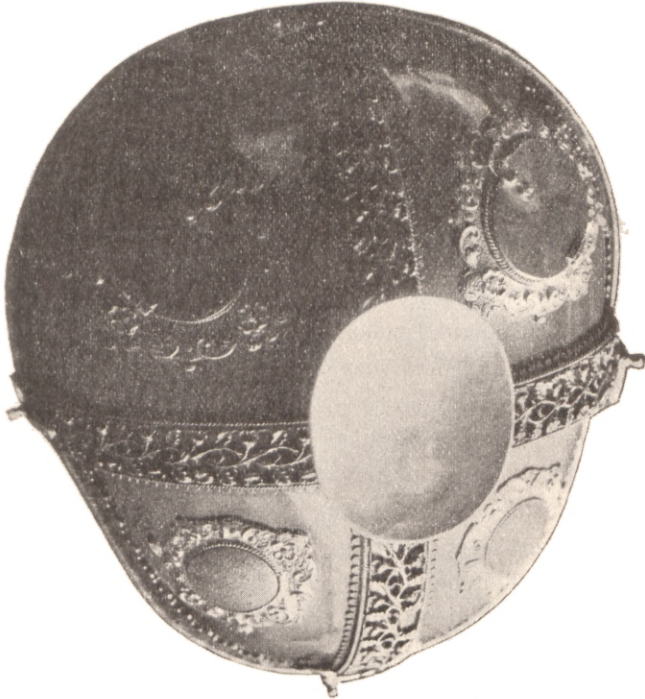


Fig. 1. Silberschale von 1647. Einfassung des Schädels S. Sebastians.

Kirche baute, für diese Reliquien suchen. Er schickte zu diesem Zwecke den Propst Hunfried nach Rom, welcher dort von Papst Stephan VIII. im Jahre 931 die Hirnschale Sebastians erhielt und nach Ebersberg brachte. Nach dieser Lesart wäre sie also beinahe tausend Jahre dort. Jedenfalls dient sie seit uralter Zeit als Trinkschale, und die Frage, ob sie wirklich dem Heiligen angehörte, soll später gestreift werden, da sie für meine Zwecke hier eigentlich belanglos ist.

1) Divus Sebastianus Eberspergae Boiorum propitius seu cultus ejusdem gloriosi martyris a prima loci fundatione ad nostra usque tempora propagatus et nunc publicae luci datus, Auctore Adamo Widl e Soc. Jesu. Monachii, cum facultate superiorum, MDCLXXXVIII. Fernerhin als 'Widl' angeführt.

2) Widl p. 47.

Es ist ein alter Brauch der Kirche, aus solchen Gefässen und Schalen, die ehemals im Besitze von Heiligen sich befunden hatten, den Gläubigen geweihten Wein zu trinken zu geben. Das fand statt an den Festen der Heiligen, vor Antritt einer Reise oder Pilgerfahrt. Schon für das 12. Jahrhundert ist zu Maastricht der noch jetzt dort übliche Brauch nachgewiesen, wonach in der Festoktav des hlg. Servatius zahlreiche Leute aus der Schale des Heiligen tranken, um vom Fieber geheilt oder davor bewahrt zu werden¹⁾. Da nun viele Rituale seit alters einen Segen enthalten, welcher zu Ehren des hlg. Johannes über Wein gesprochen werden sollte, und dieser Wein als 'Johannesminne' gereicht und getrunken wurde, ja man überhaupt vor Antritt einer grösseren Reise solche 'Johannesminne' zu trinken pflegte, entwickelte sich in vielen Kirchen der Gebrauch, den Gläubigen und Wallfahrern an den Festen der Patrone gesegneten Wein zum Trinken zu reichen. Um wieviel kräftiger aber musste dieser wirken, wenn er mit einer Reliquie unmittelbar in Berührung gekommen war!²⁾

So ist auch der Brauch zu erklären, dass man seit alter Zeit den Pilgern geweihten Wein aus Sebastians Schädel zu trinken gab, was bis auf unsere Tage der Fall war und in ähnlicher Weise mit vielen anderen Heiligenschädeln geschah und noch geschieht. Um es vorweg zu nehmen: Als ich 1905 zum ersten Male nach Ebersberg wallfahrtete, da tranken die Pilger den geweihten Wein noch aus dem in Silber gefassten Schädel. Im Jahre 1911 aber erklärte mir der Mesner, man habe dieses jetzt seit kurzem abgeschafft, doch erhielten nun die Wallfahrer den gesegneten Wein am Sebastianstage (20. Januar), sowie bei ihren sonstigen Pilgerfahrten, aus einem grossen silbernen Kelche, wobei zum Trinken die zwei alten silbernen Röhrchen benutzt werden, die bis vor kurzem beim Einsaugen aus dem Schädel dienten.

Diese Fistulae sind 22 *cm* lang und haben in der Mitte einen S-förmigen Henkel; saugt man daran, so wird nichts von dem geweihten Weine verschüttet und damit eine Sünde vermieden. Wie Paul Drews nachgewiesen hat, ist diese Sitte schon aus dem 6. Jahrhundert bezeugt, und vielleicht hat schon Gregor d. Gr. († 604) mittels dieser Fistula das Abendmahl genommen. Desiderius, Abt von Auxerre, ein Zeitgenosse Gregors, schenkte seinem Kloster elf dieser Fistulae oder cannae³⁾.

1) St. Beissel S. J., Die Verehrung der Heiligen (Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria Laach Nr. 54. 1892) S. 90.

2) Es brauchen übrigens nicht immer Schädel zu sein, die ihre heilende Wirkung auf Wein oder Wasser übertragen. Auch andere Reliquien bewirken das gleiche, wie viele Beispiele beweisen. In La Fère in Frankreich verkauft man den Wallfahrern kleine Fläschchen mit Wasser, in welches die Knochen des heiligen Firmin getaucht wurden und das, getrunken, viele Krankheiten heilt. In St. Quentin, wo die Reliquien des gleichnamigen Heiligen verehrt werden, taucht man diese in Wasser, das man gegen Krankheiten trinkt oder mit dem man den kranken Körper wäscht. Und so noch recht oft. H. Gaidoz, La rage et St. Hubert 1887 p. 204.

3) Hessische Blätter für Volkskunde 4, 188.

In den Ebersberger Saugröhrchen sehen wir also ein ehrwürdiges Überlebsel uralter Zeit noch im heutigen Gebrauche. Das Reliquiar stellt die silberne getriebene Büste des Heiligen vor (Fig. 2). Sie erhebt sich auf einer von liegenden Löwen getragenen Platte und ist im ganzen 50 *cm* hoch. Das Haupt ist mit einer barettartigen Mütze (Fürstenhut) bedeckt,



Fig. 2. Reliquiar mit dem Schädel des heiligen Sebastian zu Ebersberg.

deren vergoldeter, ornamentierter Rand mit Edelsteinen besetzt ist, die ich auf ihre Echtheit nicht prüfen konnte. Das Haupthaar wallt in langen Locken herab, das bartlose Gesicht zeigt die ernstesten ruhigen Züge eines Mannes im mittleren Alter, wobei dem Künstler vielleicht die Streitfrage vorgeschwebt hat, ob S. Sebastian, als er den Märtyrertod erlitt, ein Jüngling oder reifer Mann gewesen sei; so wählte er den Mittelweg. Auch der Halskragen ist mit Edelsteinen besetzt, und vorn am Halse dient ein

grösseres Juwel als Schliesse; die Augäpfel sind grell dunkelblau bemalt, in der Brust stecken einige Pfeile. Ich bin nicht zuständig, um den künstlerischen Wert dieser Büste zu beurteilen, den aber Adam Widl nicht hoch anschlägt¹⁾. In dem Werke über 'die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern'²⁾ wird dagegen das Reliquiarium als eine der interessantesten Arbeiten dieser Art in Bayern bezeichnet und das Ende des 15. Jahrhunderts als ihre Entstehungszeit angeführt. Schon Widl erwähnt, dass um den Hals ein Band mit alten, dem Heiligen verehrten Münzen geschlungen sei. Und ein solches ist auch jetzt noch vorhanden, an dem neben älteren auch neuere Münzen hängen, z. B. ein hannoversches 18-Gutegroschenstück mit dem Pferdehen und eine Münze mit dem Kopfe



Fig. 3. Schädelreliquie des heiligen Sebastian zu Ebersberg.

König Wilhelms I. von Preussen. Die Büste ist hohl, und die barettartige Mütze kann wie ein Deckel abgehoben werden. Dann erscheint die den Schädel umfassende reich verzierte Silberschale, welche herausgenommen werden kann (Fig. 1). An ihrem Rande sind zwei Beschaumarken angebracht: F. K. und eine nicht deutliche Figur, die etwa wie ein halbes Münchner Kindl aussieht. Unter den Verzierungen der Schale treten gekreuzte Pfeile in den vier Medaillons auf. Was auf der Abbildung der Schale in deren Mitte als eine helle Scheibe erscheint, ist

deren verhältnismässig kleiner Fuss, wenn sie zum Trinken aufgestellt wird. Hebt man diese Schale in die Höhe, so erscheint die eigentliche Reliquie. Es sind dieses drei zusammengehörige Schädelbruchstücke (Fig. 3) von brauner, nicht überall gleichmässiger Farbe. Sie machen einen sehr alten Eindruck. Die drei Teile bestehen aus dem Stirnbein und den beiden Scheitelbeinen, zwischen denen die Nähte millimeterweit auseinanderklaffen. Um das rechte Scheitelbein mit dem Stirnbein zusammenzuhalten, ist an der Kranznaht ein am Rande gezacktes, goldenes Plättchen als Klammer angebracht, auf welchem die Figur des mit Pfeilen durchbohrten S. Sebastian eingraviert ist, anscheinend eine Arbeit des 15. Jahrhunderts. Danach wäre diese Klammer in früher Zeit gefertigt worden, um die Schädelteile vor dem Auseinanderfallen zu bewahren, und

1) Divus Sebastianus p. 261: Statua ipsa antiqui operis, magis a probitate metalli, quam ab arte commendatur.

2) Oberbayern 2, 1351.

älter als die den Schädel umfassende Silberschale von 1647. Da die Innenseite des Schädels und dessen Rand auch von einer Silberschale umfasst werden, so lässt sich die Beschaffenheit des Randes nicht erkennen; wir wissen nicht, ob er etwa glatt abgeschnitten ist. Der Schädel ist ausgesprochen brachykephal und besitzt eine grosse Parietalbreite. Da auch die konkave Innenseite des Schädels mit Silberblech überzogen ist, so findet ein unmittelbares Trinken aus dem Schädel nicht statt. Der geweihte Wein würde ohnedies durch die klaffenden Nähte auslaufen, und so dient die Reliquie nur als Unterlage für die den Trunk enthaltende Silberverschalung. Dass früher unmittelbar aus ihm getrunken wurde, erscheint glaubhaft.

Während es heute, dem kirchlichen Orte entsprechend, still und gesittet unter den Wallfahrern in Ebersberg zugeht, ist das in früheren Zeiten nicht der Fall gewesen, wie wir aus einer Arbeit Georg Hagers ersehen¹⁾. Im bayerischen Reichsarchiv befindet sich ein 'Verzeichnus aller und jeder Clinodien und Heilligtumb, so bei disem wirdigen S. Sewastians Gotzhaus Ebersperg in Silber verfast und jährlichen an der heiligen Kirchweichung menighklich fürgezaigt und promulgiert wernd, Anno 1503 beschrieben.' Danach wurde die Sebastiansbüste am Schlusse des letzten Ganges gezeigt. Der Priester knüpfte daran die Einleitung: „Derhalben welches Mensch darauss will trinken, dem wierdts vergundt.“ Darauf wurde jedem Wein aus der Hirnschale gereicht. In Zeiten des Verfalls des Klosters artete diese Sitte in bedenklicher Weise aus. So wurde bei der Visitation im Jahre 1590 festgestellt, dass in der Sakristei aus der hlg. Hirnschale 'bis in die 109 Mass' gezechet worden waren. Es erging deshalb an den geistlichen Administrator die Verordnung: „Weil fürkhomen, dass in der Sakristey etliche Unordnung und Abusus als mit Zechen und andere Tractierung der Laihen beschehen, soll er darob sein, damit forderhin alle dergleichen Sachen abgestöllt und verhüetet werden“²⁾.

Gegen früher haben jetzt die Wallfahrten nach Ebersberg stark abgenommen, und während ehemals über 100 Gemeinden dorthin alljährlich pilgerten und zum Teil aus weiter Ferne kamen, sind es, wie mir der Mesner sagte, jetzt nur noch 17, die regelmässig erscheinen, zumeist geführt von ihren Geistlichen; jede Pilgerschar 70 bis 200 Köpfe stark, so dass immerhin jährlich noch etwa 2000 Menschen den geweihten Wein dort durch die alten Röhrchen trinken. Als Andenken nehmen die Pilger heute kleine aus Zinn gegossene Pfeile mit nach Hause, die sie früher geschenkt erhielten und heute für fünf Pfennige kaufen, während die

1) Aus der Kunstgeschichte des Klosters Ebersberg (Das Bayerland 6, 438. 1895).

2) Hager a. a. O. nach Aktensammelband der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München, Cod. germ. 5055.

älteren Pfeile stets aus Silber und besser gearbeitet waren (Fig. 4). Die Pfeile gehen durch ein Herz, und auf dem Schaft steht Ora pro nobis und S. Sebastianus. Diese Pfeilchen sind durch Anrührung an die Hirnschale besonders geweiht und dienten später als Amulette, da man sie in der Not in das tägliche Getränk tauchte, um dadurch ein hitziges Fieber zu löschen oder die Pest abzuwenden¹⁾.

Die Glanzzeit von Ebersberg ist vorüber, es war zu Pestzeiten einer der besuchtesten süddeutschen Wallfahrtsorte, an dem viele Wunder geschahen, wo man grosse Kerzen und reichlich Geld opferte. Die Jesuiten, welche die Wallfahrten in hohe Blüte brachten, nachdem sie (1595) den Benediktinern gefolgt waren, stifteten eine eigene Sebastiansbrüderschaft, die bis 1773 bestand. Ganze Seiten füllt die angeführte Jesuitenschrift mit den Wunderwirkungen, welche der Genuss des Weins aus der Hirnschale bewirkte, und lang ist die Liste der fürstlichen Personen, welche aus der Hirnschale getrunken haben. Ich greife ein paar Beispiele heraus. Als 1613 Erzherzog Maximilian, regierender Herr in Tirol, vom Reichstage zu Regensburg heimwärts reiste und damals die Pest herrschte, sagte er: „Dass wir auf unserer Reise nach Regensburg aus der Hirnschale des hlg. Sebastian getrunken und dessen geweihten Pfeil mit uns getragen haben, ist uns zum Nutzen gewesen, denn niemand von unserm ganzen Hof ist an der giftigen Seuche gestorben“²⁾. Herzog Wilhelm von Bayern, ein sehr frommer Herr, durch den die bei ihm allmächtigen Jesuiten Ebersberg erhalten hatten, bekam von diesen zum Danke zwei Mass Wein, die durch die Hirnschale gelaufen waren³⁾. Da man aber, wenn die Pest nahte, nicht immer gleich in Ebersberg sein und aus dem heiligen Schädel trinken konnte, so verfiel man auf Auswege, um die Wunderkraft stets zur Hand zu haben. Herzog Albert von Bayern gebrauchte eine solche 'gottselige List'. Da der geweihte Wein, den er sich von Zeit zu Zeit schicken liess, oft sauer wurde, so befahl er, ein feines Leinentuch in den im Schädel befindlichen Wein zu tauchen und dann zu trocknen. So übertrug sich die wundersame Heilkraft auf das Leinentuch, und er brauchte es dann nur in sein Getränk zu tauchen, um gegen die Pest geschützt zu sein, was laut dem Zeugnis des Herzogs auch von Erfolg war⁴⁾.

Aber nicht nur für Menschen wirkte der Trank aus dem Schädel heilkräftig, auch das liebe Vieh erfreute sich seiner Heilkraft. Albert Sigismund, Herzog in Bayern und Bischof zu Freising und Regensburg, derselbe, welcher 1670 die Sebastianskapelle für den Schädel erbauen liess, befahl, als unter seinem Vieh eine Seuche ausbrach, man solle das

1) Widl p. 269.

2) Widl p. 342.

3) A. v. Buchers Sämtliche Werke 1, 82 (1819).

4) Widl p. 384.

gesegnete Wasser in grosser Menge durch die heilige Hirnschale durchlaufen lassen und dann unter das Getränk seines Viehs mischen. 'Und durch dieses heilsame Mittel hat er die Seuche beizeiten von seinem Vieh vertrieben'¹⁾).

Die Hunderte von sonstigen Heilungen durch den Schädeltrunk, welche in der Schrift des Jesuiten aufgeführt und oft genug wunderbarer Art sind, kann ich hier übergehen. Sie decken sich ohnehin mit dem, was in so vielen anderen Mirakelbüchern erzählt wird, sind ganz der gleichen Art, was von anderen Wallfahrtsorten verlautet, von Altötting, Andechs, Inchenhofen, Einsiedeln, Tuntenhausen usw. Speziell von Ebersberg werden Heilungen aufgeführt der Pest, des hitzigen Fiebers, der roten Ruhr, der Ausdörrung der Glieder, des Wahnsinns, des Aussatzes, der Stummheit, der Kindsnöte, der Geschwüre, der Fraisen, der

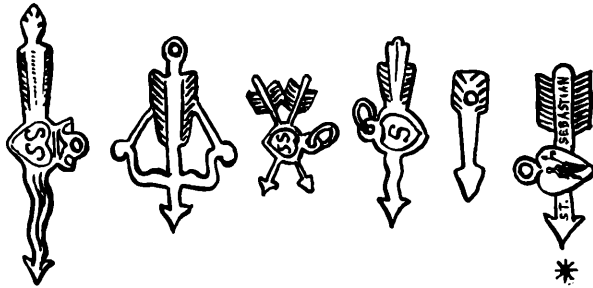


Fig. 4. Silberne Sebastianspfeile. Natürl. Gr. * Moderner Zinnpfeil.
Aus der Amulettsammlung von Marie Andree-Eysn.

Schlaganfälle, ja selbst verlorene Sachen konnten auf dem Wege des Schädeltrunks wiedererlangt werden.

Leider bemerkt man heute von dieser segensreichen Wirksamkeit des Schädeltrunks nichts mehr. Man müsste aber wenigstens denken, dass eine so erfolgreiche Tätigkeit alle Zweifel an der Echtheit der Reliquie beseitigt hätte, was nicht der Fall war. Denn abgesehen, dass der Zeitraum zwischen den Katakomben und der Translation nach Ebersberg historisch nicht ausgefüllt ist, werden an anderen nicht minder berühmten Heilstätten noch mehrere Schädel Sebastiani verehrt. Streitigkeiten um die Echtheit der Ebersberger Reliquie hat es genug gegeben, ebenso wie um die Echtheit anderer Reliquien. Wer sich dafür interessiert, dass Ebersberg den allein echten Sebastiansschädel besitzt, findet alles dafür Sprechende zusammengestellt bei Dr. Paulhaber, einem ehemaligen Ebersberger Geistlichen²⁾. Indessen so ganz sicher ist auch Dr. Paulhaber nicht, indem er von der grossen 'Wahrscheinlichkeit' der Echtheit spricht, und dem Jesuiten Widl (p. 44) hat auch das Vorhandensein mehrerer

1) Widl p. 418.

2) Geschichte von Ebersberg (Burghausen 1847) S. 309–312.

Sebastiansschädel Unruhe verursacht, so dass er ausruft, es könnten darüber Zweifel sein, ob der edle Märtyrer nicht ein Mensch mit mehreren Häuptern gewesen sei¹⁾.

Ebersberg hat in bezug auf seinen Sebastiansschädel mehrere Konkurrenten, die zum Teil gut beglaubigt sind, soweit das bei derartigen Reliquien möglich ist. Da meldet sich zunächst Echternach in Luxemburg, das einen solchen Schädel besitzt oder besass, wenn ich auch nicht gefunden habe, dass man aus ihm trank. Zu diesem Echternacher Schädel wallfahrtete im Jahre 1512 Kaiser Maximilian I. gelegentlich einer Pestepidemie, wo er sich dem Schutze S. Sebastians empfahl und ihm eine 365 Pfund schwere Wachskerze opferte. Kein Geringerer als der hlg. Willibrord war es, der diesen Schädel vom Papste gelegentlich einer Romreise zum Geschenk erhielt und ihn, samt einem heute dort noch gezeigten Pfeile, mit dem der Heilige gemartert wurde, nach Echternach brachte, wo man für die kostbaren Reliquien einen eigenen Altar errichtete²⁾.

Die Streitigkeiten, die unter den verschiedenen Besitzern dieser Reliquien über deren Echtheit vorkamen, waren natürlich der Kirche unerwünscht. Sie hat im Mittelalter oft genug dagegen gestritten, und es gab da schon genug Betrogene und Betrüger, echte, unechte und doppelte Reliquien³⁾, und solche werden auch noch heute verehrt, wie die verschiedenen Sebastiansschädel.

Den Trunk aus dem Schädel Sebastiani zu Ebersberg habe ich deshalb hier so ausführlich behandelt, weil ich das darauf Bezügliche persönlich kennen lernte und die Vorgänge dabei alles Typische für diese Art der Reliquienverehrung erkennen lassen. Keineswegs ist der Ebersberger Heiligenschädel aber der einzige, aus dem man Heil und Segen trinken konnte. Einige Beispiele mögen das erläutern.

1) Widl, der nur ein paar Sebastiansschädel annahm, ist damit noch recht bescheiden gewesen. Es gibt vier ganze Körper dieses Heiligen (Rom, Soissons, Piligny bei Nantes und Narbonne). Dazu kommen noch verschiedene Schädel. Vgl. Jean Calvin, *Traité des Reliques*. Wiederabdruck bei Collin de Plancy, *Dictionnaire critique des Reliques miraculeuses*, Paris 1822. 3, 319, wo S. 67 noch eine Menge einzelner Körperbestandteile des hlg. Sebastian aufgeführt werden. So gibt es auch vom hlg. Lambert drei Schädel: zu Lüttich, Freiburg i. B. und Berburg in Luxemburg, und jeder Ort behauptet, den echten zu besitzen. Da man darüber nicht ins Klare kommen konnte, hat der Jesuit Goffinet einen genialen Ausweg gefunden, der alle drei Besitzer befriedigen kann und den er im Institut royal Grand Ducal de Luxembourg XXIX (1874) p. 258 veröffentlichte. Er schlägt nämlich vor, dass jeder der drei Orte ein Teilchen seiner Reliquie nach den beiden anderen abgeben möge. Dann hätten alle drei etwas vom echten Lambertusschädel, an einer Stelle aber bliebe der Hauptteil. Nach Gaidoz, *La rage et St. Hubert* 1887 p. 35.

2) J. B. Krier, *Die Springprozession und die Wallfahrt zum Grabe des hlg. Willibrord in Echternach* (Luxemburg 1871) S. 43.

3) Vgl. darüber St. Beissel, *Die Verehrung der Heiligen* (Stimmen aus Maria Laach Nr. 47, 1890) S. 140.

Recht merkwürdige Schicksale hat die Trinkschale des hlg. Nantwein gehabt, aus welcher man bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts in dem gleichnamigen, bei Wolfratshausen in Oberbayern gelegenen Orte trank. Nantovinus, ein fremder Pilger, war unschuldig gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Wolfratshausen hingerichtet worden, und da an seiner Todesstätte viele Wunder geschahen, sprach Papst Bonifacius VIII. ihn heilig. Seine Reliquien waren in der nach ihm benannten Kirche zu Nantwein beigesetzt, und seine Hirnschale, aus welcher man den Wallfahrern zu trinken gab¹⁾, wurde in Silber gefasst.

Wahrscheinlich würde dieser Schädeltrunk, ebenso wie in Ebersberg, sich noch bis auf unsere Tage erstreckt haben. Das aber konnte deshalb nicht geschehen, weil im Beginne des 19. Jahrhunderts zur Zeit des Ministers Montgelas die Säkularisation und Kirchenplünderung in Bayern vor sich ging, wobei man mit Reliquien und Kunstschatzen sehr grob verfuhr. Nantovini Schädel wurde, wie ich in Wolfratshausen erkundigen konnte, an einen dortigen Bürger für 52 Gulden verkauft, und dieser veräusserte ihn dann an den Tierarzt B. in Weilheim. Da kam 1890 ein Engländer dorthin, erwarb den Schädel und brachte ihn nach London. Auch Reliquien haben ihre Schicksale.

Ferner liegt ein Zeugnis vor, das vielleicht über den ältesten Trunk aus solch heiliger Schale berichtet. Um das Jahr 570 machte der Mönch(?) Antonius aus Placentia eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande. In Jerusalem besuchte er auf Sion ein Frauenkloster, von dem er berichtet: *Vidi testam de homine inclusam in locello aureo ornatam ex gemmis quam dicunt quia de sancta martyre Theodata esset, in qua multi pro benedictione bibebant et ego bibi*²⁾.

Und fast tausend Jahre später berichtet uns ein Augenzeuge aus einem Frauenkloster zu Neuss am Niederrhein ganz gleiches. Gabriel Tetzl, welcher den tschechischen Herrn Leo von Rožmital auf dessen grosser Reise durch das Abendland begleitete (1465—1467), erzählt von dort: „Do sahen wir in der Kirchen einen köstlichen sarch, dorin leit der lieber heilig sant Quirinus und sahen sein hirnschalen. Doraus gab man uns zu trinken“³⁾.

Auch Trier besass, wenigstens früher, eine Heiligenhirnschale, aus der getrunken wurde. Im Jahre 1668 sah der Verfasser des Artikels der *Acta Sanctorum*⁴⁾ unter anderen Heiligtümern den Körper des hlg. Theodulphus, dem aber ein Arm und der Kopf fehlten; der Arm solle in Belgien, der Kopf in Trier sein. Er hörte darüber, dass *caput ibidem*

1) M. Jocham, *Bavaria sancta* 2, 231. Graf Rambaldi, *Wanderungen im Gebiete der Isartalbahn* 1892, S. 131.

2) Antonini Placentini *Itinerarium* ed. Gildemeister, Berlin 1889, p. 17.

3) Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 7, 148.

4) A. Mai 1, 99: De S. Theodulpho Presbytero, Treviris ad Mosellam.

(d. i. in Trier) haberi argenteae inclusum hermae, ita tamen, ut crani vertex, rescissus et argento ornatus, usum praeberet poculi, unde sumpta aqua, in nomine ipsius Sancti benedicta, febribus alliisque morbis frequenter medebatur. Es war also damals in Trier gerade so wie jetzt in Ebersberg.

Auch die Hirnschale des hlg. Marinus, die im Benediktinerkloster zu Rott am Inn aufbewahrt wurde, war ein solches Trinkgefäß, das aber ein schmähhches Ende fand. Ludwig Josef, Freiherr v. Welden, Fürstbischof von Freising, erliess 1776 den Befehl an das Kloster Rott, ihm die Hirnschale zur Prüfung vorzulegen. Schüchtern überbrachte ein Pater des Stifts den Schädel, den einst der hlg. Einsiedler Marinus sein eigen genannt haben sollte, der aber sogleich als apokryph erklärt und verworfen wurde. Der Leibmedikus Sänftel des Fürstbischofs erkannte nämlich, dass es sich nur um ein künstlich zusammengesetztes Knochenbruchstück ohne kirchlichen Wert handele. Nichtsdestoweniger war derselbe Schädel jahrhundertlang zu Rott als S. Marini Hirnschale ausgestellt gewesen; es hatten die Wallfahrer geweihten Wein aus silbernen Röhren daraus geschlürft und dadurch Heilung gefunden¹⁾.

In der Mitte zwischen München und Augsburg liegt der Markt Altomünster, dessen Kloster im 8. Jahrhundert von dem hlg. Alto gestiftet wurde. Es ist noch reich an Reliquien, unter denen sich auch der Wanderstab der hlg. Birgitta befindet. Das Hauptstück aber ist: 'Die Hirnschale des hlg. Alto, in moderner Silberfassung. Am Feste des Heiligen (9. Februar) wird daraus den Gläubigen von einem Priester Wein zu trinken gereicht²⁾'. Also wenigstens noch 1869. Ob heute noch, ist mir unbekannt.

Zu Niedermünster in Regensburg trank man noch zu Aventins Zeit (15. Jahrhundert) aus S. Ernhalts Hirnschale³⁾. Noch will ich eine Stelle hier anführen, auf welche zuerst Rochholz aufmerksam machte. Von der seligen Anna von Klingnau, einer Klosterfrau zu Thöss in der Schweiz, heisst es⁴⁾: „Wie sie wieder aussgraben worden, trancke eine kranke Schwester mit grossem Glauben und Andacht aus ihrer Hirnschallen, die wurd von stunden ihrer Krankheit entlediget.“

Rochholz führt dann noch⁵⁾ den Gumpertusschädel in Ansbach an,

1) Kalender für katholische Christen (Sulzbach 1859) S. 64. L. Steub, Wanderungen im bayerischen Gebirge 2, 193.

2) Kurze Geschichte des Klosters Maria-Altomünster, München 1869, S. 32. — Kurzgefasste Geschichte des Birgitten-Klosters Altomünster. Nach archivalischen Quellen. München 1830. S. 4, Anmerkung.

3) Aventinus, editio 1580. Fol. 24b. Nach J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 2, 101.

4) Henricus Murner, Helvetia Sancta, H. Schweitzerland seu Paradisus sanctorum Helvetiae florum, St. Gallen 1751, p. 334.

5) Deutscher Glaube und Brauch 1, 230.

aus dem die umwohnenden wendischen Heiden Heilung tranken. Leider hat er es versäumt, seine Quelle hierfür anzugeben, und es ist mir nicht gelungen, sie aufzufinden. Aber der Schädel des hlg. Gumpert spielt eine Rolle in der Ansbacher Kirchengeschichte. Gumpert stiftete 750 das dortige Benediktinerkloster; sein Todesjahr ist unbekannt. Später fanden ihm zum Gedächtnis dort im März Prozessionen statt 'unter Vortragung seines Hauptes und Armes'. Nachdem er in der Klosterkirche begraben war, fand 1165 die Translation seiner Gebeine in die Neue Stiftskirche statt, wo die Reliquien in hohem Ansehen standen. Ein Teil der Hirnschale kam 1575 an die Gräfin v. d. Mark und von ihr, nachdem sie durch viele Hände gegangen, an die Jesuiten in Brüssel. Die übrigen Reliquien Gumperts wurden 1612 dem Kurfürsten Ferdinand von Cöln aus dem Hause Bayern überliefert. Darüber ist ein genaues Verzeichnis vorhanden, und erwähnt wird da Gumperts Haupt und noch ein 'Todenkopf, so auch für Gumprechts Haupt gehalten worden'. Das wären also, mit dem nach Brüssel gelangten Schädel, drei Häupter Gumberti und abermals ein Zeugnis für die Vielköpfigkeit von Heiligen¹⁾. Dass aber aus dem Gumpertsschädel getrunken worden sei, habe ich nicht gefunden. Vielleicht gelingt der Nachweis noch.

Ich will hier nicht Abschied nehmen von den Hirnschalen der Heiligen, ohne auf einen Vortrag des verstorbenen Professor Joh. Nep. Sepp aufmerksam zu machen²⁾. Da bringt er auch eine Anzahl derartiger Trinkschalen vor, die einer Nachprüfung nicht standhalten. Da auf seine Angaben hin derlei weiter verbreitet wird, will ich hier einen Fall berichtigen. Sepp sagt, dass im Kloster Marienstern (bei Kamenz) man den Wenden den Johannestrunk aus der Hirnschale des enthaupteten Vorläufers Christi gereicht habe. Geht man auf die Quelle zurück (Haupt, Sagenbuch der Lausitz 2, 180. Neues Lausitz. Magazin 40, 432. Görlitz 1863), so findet man dort allerdings die Angabe, dass dort neben anderen Reliquien, z. B. 78 Köpfen der 11 000 Jungfrauen, auch die Hirnschale Johannes des Täufers vorhanden sei. Es ist dort auch (Nr. 305) von dem Johannes-trunke die Rede, aber es steht dort mit keiner Silbe etwas davon, dass diese Johannesminne aus dem Schädel gereicht wurde.

Heute lächeln wir über den Wahn, dass ein Trunk aus einem Heiligeschädel von Krankheiten heilen oder vor Seuchen bewahren könne, sehen aber trotzdem, wie noch breite Volksmassen, wie Tausende von Wallfahrern gläubig den Trunk zu sich nehmen und Erfüllung der dabei gesprochenen Gebete erwarten. Das Erbstück aus dem Mittelalter hat heute noch nicht seine Kraft verloren, und es wird sie auch, trotz aller

1) J. B. Fischer, Geschichte der markgräfllich brandenburgischen Hauptstadt Anspach (Anspach 1786) S. 73. 76. 77. — Kalender für katholische Christen, Sulzbach 1864.

2) Correspondenzblatt d. deutschen Anthropol. Ges. 1875, S. 44 ff.

Aufklärung, noch lange beibehalten. Hilflos standen in Pestzeiten die Massen der Seuche gegenüber vom Kaiser bis zum einfachsten Bauern; hygienische Massregeln, die heute uns schützen, gab es nicht, die wenigen Ärzte waren hilflos. Da erscheint es nur natürlich, wenn die Geängstigten, Gebildete und Ungebildete, vor der Seuche Fliehenden, sich den geträumten himmlischen Mächten zuwendeten und die Heiligen und deren Reliquien um Schutz anflehten.

2. Prähistorische Schädelshalen. Sprachliches. Schädelshalen im Altertum, im Mittelalter und bei Naturvölkern.

Mit dem heilspendenden Tranke aus Heiligenschädeln reicht dieser Brauch in unserem Erdteile bis in die allerneueste Zeit, und wir haben ihn selbst noch beobachten können. Aber er steht nicht einsam da, er hat viele Parallelen, auch in unseren Tagen, und kann auf einen uralten Stammbaum zurückgreifen, wovon jetzt die Rede sein soll.

Prähistorisches. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher der Urmensch von der Töpferei noch nichts wusste, und es hat lange gedauert, bis er dahin gelangte, den plastischen Ton zu formen und zu brennen¹⁾. Aber Schöpfgefäße brauchte er, wollte er zum Auffangen des Wassers nicht bloss die hohle Hand benutzen. Wo die Natur ihm Kalebassen, Muschelschalen und dergleichen bot, mag er diese benutzt haben, sicher aber ist, dass er die so bequem für diesen Zweck gestaltete Schädelshale nach Entfernung der Gesichtsteile dafür verwendete. Irgendwelche sittliche Bedenken für derlei Benutzung lagen ihm, der höchstwahrscheinlich auch Anthropophage war, ferne, und er sah nur den praktischen Nutzen. Mir scheint dieses wenigstens die einfachste und natürlichste Deutung der vorkommenden prähistorischen Schädelshalen zu sein, und es ist nicht nötig, ihnen gleich — wie auch geschah — tiefere Bedeutungen unterzuschieben, als ob es sich um Schädel erlegter Feinde handele, die als Rachezeugnis aufbewahrt wurden oder als Andenken an teure Verwandte, Deutungen, die erst in späterer Zeit zulässig sind.

Dass die prähistorischen Menschen Europas nicht selten Menschen-schädel als Trinkgefäße benutzten, dafür hat die Forschung der Gegenwart uns genügende Beweise geliefert. Wir kennen sie, immer mit den Kennzeichen absichtlicher Zubereitung, aus paläolithischer und neolithischer

1) Spärliche Anzeichen liegen dafür vor, dass die frühesten Töpfereierzeugnisse bis ins Quartär zurückreichen. Piette fand einige kleine Geschirrbruchstücke rohester Art in der Grotte von Maz-d'Azil, doch hebt er ihre grosse Seltenheit hervor, und die Sache erscheint ihm zweifelhaft (L'Anthropologie 1903 p. 650). Rutot und andere belgische Prähistoriker legten am 31. Juli 1904 auf dem Kongress der Fédération archéologique de Belgique in Mons Reste gebrannten Topfgeschirrs aus dem Quartär vor. Tous admettent la connaissance du feu au quaternaire et l'usage de la poterie.

Zeit. Gewöhnlich ist bei diesen Schädeltrinkschalen das Gesicht vollständig abgelöst, die Trennungslinie verläuft wagerecht durch den Schädel, so dass die eigentliche Hirnschale das Gefäß bildet, doch kommen auch geschlossene Schädelgefäße vor.

Die der paläolithischen Zeit angehörigen Schädelgefäße der Grotte von Placard sind seit dem Jahre 1883 bekannt und in neuester Zeit eingehend studiert worden. Es sind im ganzen neun Stück, die teils dem Magdalénien, teils dem Solutréen angehören. Nicht immer sind diese Schädel ganz gleichmässig zu Schalen umgeformt, und die Ränder sind nicht immer gleich gut bearbeitet; aber die beabsichtigte Formung durch

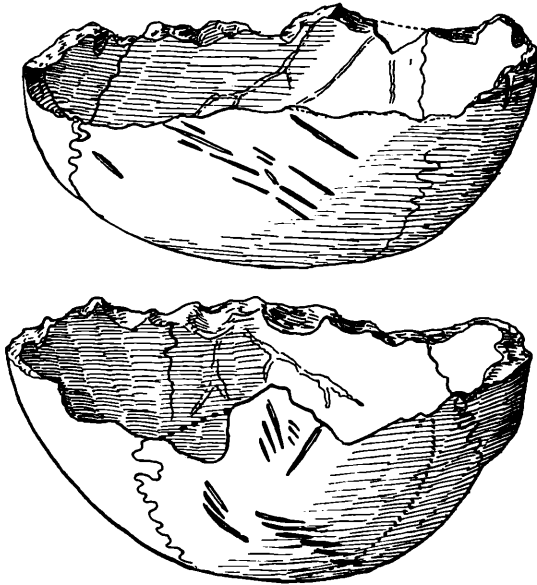


Fig. 5. Schädelshale aus dem Magdalénien der Grotte von Placard.
Nach Breuil und Obermaier.

Abschläge und Dangelung der Ränder ist zweifellos, und bei einzelnen lassen sich die regelmässigen Silexschläge gut nachweisen (Fig. 5). Durch diese und anderweit in Frankreich gemachte ähnliche Funde ist also der Nachweis der Schädelbecher bis ins Quartär erbracht¹⁾.

Häufiger sind schon die der frühen Steinzeit angehörigen Schädelbecher, von denen verschiedene in den Schweizer Pfahlbauten zutage gefördert wurden. Bekannt wurden sie zuerst durch ein im Berner städtischen Museum befindliches Exemplar aus dem Pfahlbau von Schaffis im Bieler See, das Professor Chr. Aeby beschrieb²⁾. Es handelt sich um

1) Breuil et Obermaier, Crânes paléolithiques façonnés en coupes (*L'Anthropologie* 1909, S. 523).

2) Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1874, S. 96. Mit Abbildung.

das Schädeldach eines Erwachsenen, das nachgewiesenermassen von Menschenhand künstlich bearbeitet ist und wohl als Trinkgeschirr diente. Es besteht aus dem oberen Teil des Hirnschädels hinten bis zum Schuppenrande des Hinterhauptlochs, vorne bis zur Gegend der Stirnhöcker und fasst, bis an den Rand gefüllt, 750 ccm. Die symmetrische Bearbeitung durch Meisselschläge zeigt deutlich, dass wir es hier nicht mit einem Zufall, „sondern mit einem überdachten Werke von Menschenhand zum Schöpfen wie zum Trinken“ zu tun haben¹⁾. Diese Schädeltrinkschale von Schaffis ist nicht die einzige aus den Pfahlbauten des Bieler Sees geblieben. Eine zweite stammt von Sütz und zeigt ebenso die künstliche Zurichtung²⁾.

Fernere prähistorische Funde aus späteren Perioden belehren uns über die Fortdauer der Verwendung des Schädels als Trinkgefäss. Neben hallstattzeitlichen Bronzegeräten fand H. Wankel in der Byčiskalahöhle Mährens „eine abgeschnittene menschliche Schädelschale mit verbrannter Hirse gefüllt, die als Gefäss diente. Der Schädel ist künstlich horizontal abgeschnitten und zu einer Trinkschale hergerichtet³⁾.“ Und wiederum in der Zeitfolge später: Inmitten germanischer Urnen wurde 1875 bei München-Gladbach eine von einem Menschenschädel abgetrennte Schale aufgefunden. „Der Rand zeigt deutliche Spuren von Gebrauch, welche den Fund als Trinkschale oder sonstwie zum täglichen Gebrauch geeignet kennzeichnen. Die Nähe von germanischen Grabgefässen kennzeichnet den Fund als Grabbeigabe⁴⁾.“

Ob die menschlichen Schädelreste von Zuzlawitz in Böhmen, welche Professor J. N. Woldrich beschrieben und abgebildet hat⁵⁾, eine Schädel-schale darstellen? Nach der Abbildung mit ihrem glatt abgeschnittenen Rande scheint das fast so. Es handelt sich um fossile Knochen aus einer Höhle, zusammen mit Knochen des diluvialen Pferdes gefunden. Das Scheiteldach macht ganz den Eindruck einer künstlich hergestellten Trinkschale, wiewohl Woldrich dieses nicht erwähnt. Die Frage, wie es sich um den Beweis handelt, ob wirklich eine menschliche Bearbeitung von Schädeln zu Schalen vorliege, oder ob derartige Schalen nur durch zufällige und unbeabsichtigte Verletzung entstanden seien, ist durch genaue Untersuchung in ersterem Sinne gelöst worden. Als 1868 Dr. Prunières in einem Dolmen des Departements Lozère sechs zu

1) Eine ausführliche kranilogische Besprechung dieser Schädeltrinkschale von R. Virchow in der Zeitschrift f. Ethnologie 1885, Verhandl. S. [285].

2) Zeitschrift f. Ethnologie 1877, Verhandl. S. [131] und Tafel XI.

3) Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1882, S. 46. Mit Abbildung. — Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 6, 121 (1876).

4) Correspondenzblatt 1875, S. 40.

5) Académie des sciences de l'empereur François Joseph I. Bulletin international. Résumés des travaux présentés. Prague 1901, p. 101.

Schalen umgeformte Schädel fand¹⁾, deren einer die als Amulette geduteten Rondelles aus Schädelknochen enthielt, kam die Frage in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft²⁾ zur eingehenden Besprechung, und hier war es besonders Broca, der genau alle die Merkmale feststellte, welche eine künstliche, durch Menschenhand bewirkte Bearbeitung kennzeichnen. Danach ist auch bei den anderweitig gefundenen und hier erwähnten prähistorischen Schädelbechern nicht an deren absichtlicher Herstellung zu zweifeln.

Schädel und Gefäß in sprachlicher Übereinstimmung. Wenn uns die prähistorische Forschung zeigte, dass in Urzeiten der Menschenschädel, oder vielmehr die 'Hirnschale' als Gefäß gedient hat, so bietet uns hierfür die Sprachwissenschaft weitere Bestätigung. Die sprachlichen Übereinstimmungen zwischen beiden sind schon lange bemerkt worden. Der Missionar Dobrizhoffer, welcher unter den Abiponern in Paraguay im 18. Jahrhundert tätig war, bemerkt bei Gelegenheit ihres Brauches, aus den Schädeln der Feinde Trinkbecher zu machen, folgendes³⁾, nachdem er darauf hingewiesen, dass dieses auch anderweitig vorkomme: „Daher mochte Calepinus Anlass genommen haben, bei dem Worte Cranium anzumerken, dass es die Hirnschale und zugleich auch eine Art Becher bedeute, welche einer Hirnschale ähnlich sieht. Wayerlink hielt diejenige Art von Trinkgeschirren, welche die Deutschen Topf (vielleicht war der alte Ausdruck Kopf) und die Franzosen coupe nennen, für eine Spur des alten Gebrauchs, wonach man sich der Hirnschalen statt der Becher bediente.“

Damit hat der mir nicht weiter bekannte Wayerlink das Richtige getroffen, und die Gleichung Schädel und Trinkgefäß ist dann später wiederholt betont worden, so von Adalbert Kuhn⁴⁾. Zusammenfassend sagt dann O. Schrader⁵⁾: „Merkwürdig ist, wie häufig in den indogermanischen Sprachen neben Gefäßnamen stammgleiche Ausdrücke für Kopf (Geschirr) und Schädel liegen.“

Er führt solche Gleichungen aus dem Altnordischen, Gotischen, Litauischen, Sanskrit usw. an. Aber auch in jüngeren Sprachperioden sind solche Gleichungen vorhanden: französisch tête, Kopf, ist aus lateinisch testa, Geschirr; hochdeutsch Kopf aus lateinisch cuppa, Becher, hervorgegangen. „Dass sich diese beiden Begriffe in der Phantasie der Sprechenden so nahe rückten, mag darin begründet sein, dass bis in ziemlich späte

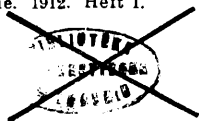
1) Bull. soc. d'Anthrop. 1868, p. 319.

2) Bulletin 1874, p. 185—189.

3) M. Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Aus dem Lateinischen von A. Kreil. 2, 549 (Wien 1783).

4) Zeitschrift für Ethnologie 1877, Verhandlungen S. [489].

5) Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde 1901 S. 277.



Zeit auch bei indogermanischen Völkern der Schädel des erschlagenen Feindes als Trinkgefäß diente¹⁾.

Was die Ausgrabungen der Prähistoriker uns gelehrt haben, wird also durch die Sprachwissenschaft bestätigt: Die Hirnschale von seinesgleichen ist des Menschen ältestes Trinkgeschirr.

Schädelbecher im Altertum. Zahlreich sind dann die vorhandenen Belege, die uns die Fortdauer des Schädelbeckers in der Frühgeschichte und im Mittelalter bestätigen, so dass wir eine ununterbrochene Kette von der paläolithischen Zeit an bis zum heutigen Tage besitzen.

Wie auf so vielen Gebieten, ist es auch hier Jakob Grimm gewesen, der uns zeigte, dass es im Altertum wie im frühen Mittelalter Brauch war, aus den Schädeln erschlagener Feinde oder verstorbener Angehöriger ein Trinkgefäß zu bereiten²⁾. Seitdem sind noch viele Belege hinzugekommen, auch aus dem Altertum; aber wenn man heute die Schädelbecher in der Literatur erwähnt findet, so geht das Beigebrachte zumeist auf Grimm zurück, was allerdings allein schon genügt, um die Tatsache festzustellen. Nur des Zusammenhangs wegen muss ich hier schon wiederholt Gesagtes noch kurz anführen und durch einige neue Belege vermehren³⁾.

Zuerst Herodot⁴⁾. Was dieser neben allerlei Geschichten von der Herrichtung und Vergoldung von Menschenschädeln bei den Issedonen berichtet, ist zwar vielfach mit dem Gebrauche des Schädels als Gefäß zusammen angeführt worden, gehört aber gar nicht hierher, sondern in das Gebiet des Ahnenkultus und gleicht den heute noch üblichen Gebräuchen bei verschiedenen Völkern der ostasiatischen Inselwelt. Dagegen erzählt er (IV, 65) sehr ausführlich von den Skythen, wie sie aus den Schädeln von Feinden oder feindlich gesinnten Verwandten, die von ihnen erschlagen wurden, sich Becher machten. Der Schädel wurde unterhalb der Augenbrauen abgeschnitten, so dass bloss das Schädeldach übrig blieb. Dieses überzog man mit Rindsfell, bei reichen Leuten war das Innere des Schädels mit Gold überzogen. Bei Familienfestlichkeiten oder bei Gau-festen gingen dann die weingefüllten Schädelbecher im Kreise der Versammelten umher. Da es sich hier um die Schädel von Feinden, selbst wenn diese aus dem Kreise der Verwandten stammten, handelt, so gehören sie in die Klasse der Trophäen. Strabon⁵⁾ erwähnt nur kurz die Anthropophagie der Skythen und sagt, dass die Schädel der Fremden von

1) Vgl. auch Walde, Etym. Wörterb. d. lat. Spr.² 129 (caput) und 213 (cupa).

2) Geschichte der deutschen Sprache² 1, 100.

3) Auch die Ausführungen in der russischen Literatur gehen vielfach auf J. Grimm zurück: Wojewodsky, Ethnologische und mythologische Studien, I. Trinkgefäße aus Menschenschädeln. Odessa 1877. Bericht darüber von L. Stieda im Archiv für Anthropologie 11, 347.

4) IV c. 26.

5) VII 3, 7.

ihnen als Trinkbecher benutzt wurden, und Plinius berichtet — wohl nach Herodot — das Gleiche¹⁾.

Wenn ich nun das von den Thraziern Gesagte anführe, so mag dieses allein schon dartun, dass der Brauch, aus Schädeln zu trinken, im Altertum allgemein bekannt war. Wie weit er aber ging, kann man nicht sagen, da alle die genannten Völker schon im Besitze von Tongeschirren waren und nur besondere Gründe, wie wir sie schon kennen lernten, sie zur Herstellung des Schädelbeckers veranlassten. Der Schriftsteller Florus, der im 2. Jahrhundert lebte, sagt²⁾ von den Thraziern: „Sie sind besonders grausam gegen ihre Gefangenen; sie opfern den Göttern Menschenblut und trinken aus Schädelbechern.“ Endlich Ammianus Marcellinus³⁾, der um 330 bis 400 lebte: „Und einen Teil (von Thrazien) bewohnten die Skordisker, die früher wild und unzivilisiert, ihre Gefangenen der Bellona und dem Mars opferten und Menschenblut aus hohlen Menschenschädelknochen tranken.“

Wiederholt haben wir Berichte, welche von keltischen Völkern den Trunk aus Menschenschädeln berichten. Zu ihnen gehören die Bojer, welche über die Alpen nach Norditalien vordrangen und im 3. Jahrhundert v. Chr. den Römern viel zu schaffen machten. Von ihnen berichtet Livius⁴⁾, wie sie, 216 v. Chr., dem gegen sie unterlegenen Führer der Römer, Postumius, das Haupt abschnitten und es im Triumph nach einem Tempel brachten, dort vom Fleisch reinigten und den nackten Schädel mit Gold überzogen. So wurde er ein heiliges, an Festtagen benutztes Gefäß, aus dem die Priester und die Vorsteher des Tempels tranken. Einen weiteren Beleg, auf die Kelten im allgemeinen bezüglich, liefert uns C. Silius Italicus, ein Schriftsteller des 1. Jahrhunderts n. Chr., der ein Epos *Punica* in 17 Büchern über den zweiten punischen Krieg schrieb. Im 13. Buch lässt er Scipio in die Unterwelt steigen, und am Eingange erscheint ihm ein unbestatteter Toter, der noch keine Ruhe im Hades finden kann und bittet, ihn zu bestatten. Scipio verspricht es und knüpft daran einen gelehrten ethnographischen Exkurs über die Bestattungsweisen verschiedener Völker, und da heisst es⁵⁾: ‘Freude es gewährt den Kelten, Schädel zu fassen in Gold und daraus — wie greulich — zu trinken’. Diese beiden Berichte von den Schädelbechern der Kelten erhalten Bestätigung durch ihre bekannte Grausamkeit im Kriege, worüber Griechen und Römer erschreckt waren. Die Gallier schnitten den getöteten

1) Nat. hist. VII 12.

2) Epit. 39. III 4, 2.

3) XXVII 4, 4.

4) XXIII 24, 11.

5) *Punica* XIII 481: At Celtae vacui capitis circumdare gaudent Ossa nefas auro et mensis ea pocula servant. Die Stelle v. 468ff. ist auch insofern ethnographisch von Belang, weil sie die damals den Römern bekannten Bestattungsweisen der Iberer, Hyrkanier, Ägypter, Garamanten, Nasamonen, Kekropier und Skythen kurz schildert.

Feinden die Köpfe ab, steckten sie auf Lanzen und brachten sie als Trophäen nach Hause. Auf dem Triumphbogen von Orange kann man jetzt noch solche abgeschnittenen Köpfe sehen, man findet sie auch in Entremont bei Aix, wo ein Galliersieg über andere Barbaren dargestellt ist¹⁾.

Mittelalterliche Schädelbecher. Unter den mittelalterlichen Berichten ist zunächst die bekannte Erzählung des Geschichtsschreibers der Langobarden, Paulus Diaconus, hier zu erwähnen²⁾, wonach König Alboin den Schädel seines 566 in der Schlacht gefallenen Gegners, des Gepidenkönigs Kunimund, als Trinkgefäß benutzte. Paulus erzählt: „Als Alboin in Verona, länger als es hätte sein sollen, fröhlich bei einem Gelage sass und den Becher vor sich sah, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters, des Königs Kunimund, hatte machen lassen, befahl er, auch der Königin Wein zu reichen, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Möge dies keiner für unmöglich halten, ich rede die Wahrheit in Christo, und ich selbst habe diesen Becher gesehen, wie ihn der Fürst Ratchis bei einer festlichen Gelegenheit einst in seinen Händen hielt und ihn seinen Gästen zeigte.“

Paulus, der seine Geschichte der Langobarden gegen Ende des 8. Jahrhunderts schrieb, berichtet hier sehr positiv; trotzdem ist seine Erzählung von manchem in das Bereich der Sage verwiesen worden, namentlich aus dem Grunde, dass von solcher Barbarei bei allen germanischen Stämmen sich nicht die geringste Spur finde³⁾. Indessen an gleichwertiger Barbarei hat es bei allen germanischen Stämmen keineswegs gefehlt; man braucht nur auf die so weit verbreiteten, bis ins Mittelalter andauernden Menschenopfer hinzuweisen, sowie auf das Vorkommen der Schädelbecher in der Sage und mittelalterlichen Dichtung. Im Liede von Wölundur heisst es⁴⁾:

Um die Köpfe kürzt er die Knaben beide:
Unterm Fesseltroge barg er die Füße;
Aber die Schädel unter dem Schopfe
Schweift er in Silber, sandte sie Nidudurn.

Und dann wieder im Atlamâl, wo Gudrun dem Atli den Trank in den Schädeln der Kinder reicht:

Du verlorst die Söhne wie dich nicht verlangte.
Als Becherschalen stehen ihre Schädel hier;
Im Becher brachte ich dir ihr Blut, das rote⁵⁾.

1) Salomon Reinach, Catalogue sommaire du musée des antiquités nationales p. 40.

2) Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* (Mon. Germ. 1, 27).

3) Hierauf wies schon Zeuss, *Die Deutschen und die Nachbarstämme* S. 475, hin. Am entschiedensten vertritt den Standpunkt, dass die Erzählung bei Paulus nur auf Sage beruhe, C. Blasel, *Die Wanderzüge der Langobarden*, 1909 S. 112.

4) Die Edda, übersetzt von K. Simrock³ S. 145.

5) Simrock S. 263. Selbst in der heutigen Sage dauert der Trank aus dem Schädelbecher fort; wer aus dem Schädel eines armen Sünders trinkt, hilft sich damit gegen die

Ich glaube, dass die Erzählung des Schädeltrunkes, wie sie Paulus berichtet, durchaus der Wirklichkeit entspricht, ganz abgesehen davon, dass er versichert, dass er den Becher noch gesehen habe: 'Veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi'. Und Grimm¹⁾ war gleicher Ansicht, wenn er hervorhebt, dass Ratchis fast zwei Jahrhunderte nach dem Vorkommnisse lebte und sagt: „So lange Zeit hatten also die Könige das *ἀγαλμα* feierlich bewahrt. Es ist dem Paulus gern zu glauben, dass er den Schädelbecher sah.“

Der Brauch lässt sich dann im Mittelalter noch weiter gegen Osten hin bei halbbarbarischen und barbarischen Völkern verfolgen. Der Bulgarenfürst Krumus siegte in drei Feldzügen über den byzantinischen Kaiser Nikephoros, der im Jahre 811 erschlagen wurde. Krumus liess sich aus dessen Hirnschale ein schön mit Silber ausgelegtes Trinkgefäss anfertigen, woraus seine slawischen Grossen beim Gastmahle den Ehrentrunk nahmen. Zdrawica! Zur Gesundheit, hiess damals dieses Zutrinken, wie heute noch bei Serben und Bulgaren²⁾. Unglücklich kämpfte im Frühjahr 972 der russische Grossfürst Swatoslaw an der Dnjeprmündung gegen das wilde Türkenvolk der Petschenegen, wobei er im blühenden Mannesalter fiel. Der Petschenegenfürst Kurja liess aus Swatoslaws Schädel einen mit Gold eingefassten Trinkbecher verfertigen³⁾. Hier mag gleich noch eine auf die Avaren bezügliche Stelle eingefügt sein, die ich bei Deguignes finde⁴⁾: Der Avare Tscheou-nou 'attaqua et défit les Tartares Kao-tsche, tua leur roi, nommé Mi-gno-to, lui coupa la tête, et forma du crâne, qu'il l'avoit fait enduire de vernis, un vase dont il se servit pour boire.'

Was hier von den östlichen Völkern, von Bulgaren, Petschenegen und Avaren mitgeteilt ist, stimmt auffallend überein und lässt vielleicht darauf schliessen, dass bei ihnen der Brauch ständig war, den Schädel eines besiegten vornehmen Feindes zur Trinkschale zu gestalten.

Epilepsie (Schönwerth, Aus der Oberpfalz 3, 204). Und genau das gleiche finden wir in Schottland. Nach dortigem Aberglauben heilt der Trunk aus einem Menschenschädel die Epilepsie (Roger, Social life in Scotland 3, 225 nach Nadaillac in L'Anthropologie 1897 p. 447). Auch bei slawischen Völkern bewahrt die Sage den Schädeltrunk. In einem tschechischen Märchen lässt die Königstochter aus dem Schädel ihres ermordeten Geliebten einen mit Gold und Edelsteinen verzierten Becher machen, aus dem sie den Mörder unter Aufgabe eines darauf bezüglichen Rätsels trinken lässt und der, falsch ratend, hingerichtet wird (G. Krek, Einleitung in die slawische Literaturgeschichte, 1874 S. 265. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 250). Die Gesta Romanorum, Kap. 56, erzählen eine Geschichte von einer ehebrecherischen Fürstin, der ihr Gemahl täglich zur dauernden Strafe das Essen im Schädel des Geliebten auftragen liess.

1) Geschichte der deutschen Sprache² 1, 101.

2) P. J. Schafarik's Slawische Altertümer. Deutsch von Mosig v. Aehrenfeld 2, 174.

3) Schafarik 2, 85. Die Tatsache stützt sich auf Nestors Chronik. In Schlözers Übersetzung und Erklärung (Göttingen 1809) 5, 179.

4) Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mongols et des autres Tartares occidentaux (Paris 1756) 2, 347.

Auch in den Ländern des Islams fehlt während des Mittelalters der Brauch nicht, aus dem Schädel des erschlagenen Feindes einen Trophäenbecher zu fertigen.

König Balduins I. Neffe wurde im Jahre 1108 in einem unglücklichen Gefechte vom mohamedanischen Attabeg Toghtekin gefangen und, da er nicht zum Islam übertreten wollte, von ihm eigenhändig getötet. Er liess dann dessen Hirnschale mit Wasser und Salz waschen und pflegte daraus mit seinen Emiren auf Festgelagen Wein zu trinken¹⁾.

Indessen es ist nicht immer der Trophäenbecher, wie in den zuletzt angeführten Fällen, der zur Aufbewahrung und Benutzung gelangt. Auch 'nicht zum Hohne, sondern zur Minne' ist er frühzeitig in kostbarer Form verfertigt worden. Dafür spricht ein von J. Grimm angeführtes Zeugnis aus dem altfranzösischen Epos *Garin le loherain*²⁾, nach dem Gerbert den Schädel des alten Fromont dem Sarge entnimmt, um daraus einen hanepier (hnapf, Napf) zu machen, mit dem sein Mundschenk, Fromonts Sohn, ihn, ohne den Ursprung des Bechers zu kennen, bediente. Wir erfahren genau dessen Beschaffenheit. Er war mit Edelsteinen und Gold überzogen und hatte eine heimliche Stelle, wo man den Überzug wegschieben und den Schädel sehen konnte. Als der Sohn beim festlichen Pfingstgelage Gerbert mit dem Schädelbecher bediente, wurde ihm dessen Ursprung verraten, und als er bestürzt Aufklärung verlangte, erklärte ihm Gerbert, er habe den Becher zur Minne, nicht zum Hohne machen lassen³⁾.

Haben wir so den Schädelbecher bis weit in das Mittelalter verfolgen können, so liegt uns zum Schlusse noch ob, ihn im heutigen Gebrauch bei den Naturvölkern kennen zu lernen, um zu zeigen, wie er noch fort-dauert und über die ganze Erde verbreitet ist.

Abgesehen von einigen Gebieten, wo Schädelbecher vereinzelt vorkommen, haben wir für Asien im lamaistischen Tibet und Indien zwei Länder, in denen sie eine bekannte Erscheinung sind.

Tibet und Indien. Als im 13. Jahrhundert zwischen dem christlichen Abendlande und den Nachfolgern Dschingis-Chans sich ein lebhafter Verkehr entwickelt hatte und christliche Sendboten zu den mongolischen Herrschern gingen, gelangte auch der niederländische Mönch Wilhelm Ruysbroek (Rubruquis) als Gesandter Ludwigs XI. von Frankreich 1253 bis tief in das Innere Asiens. Er erzählt von den Tibetanern, dass sie früher die Leichen ihrer Eltern verzehrt hätten, und zwar aus einer Art Pietät, damit sie in den Kindern ihr Grab fänden. Sei auch

1) Alfr. v. Kremer, *Mittelsyrien und Damaskus* (Wien 1853) S. 46 nach Ibn-Forât.

2) *Gesch. d. deutschen Sprache*² 1, 101.

3) Schiebeplatten, um die Schädel unter ihrer Silberfassung sehen zu können, waren im Mittelalter wohl bekannt. So z. B. beim Haupte der h. Anna in Düren; s. Floss, *Aachener Heiligthümer* 1855 S. 213.

diese Unsitte damals schon abgekommen gewesen, so herrsche doch noch bei ihnen der Gebrauch, sich schöne Schalen aus den Schädeln der Eltern zu machen und deren gedenkend bei ihren Festlichkeiten daraus zu trinken. „Das hat mir,“ fügt Ruysbroek hinzu, „einer erzählt, der es gesehen hat¹⁾.“

Es liegt kein Grund vor, an dem alten Berichte des zuverlässigen Ruysbroek zu zweifeln, da wir genug Beweise haben, dass bis zum heutigen Tage Schädeln in Tibet benutzt werden, wenn auch nicht mehr diejenigen aus den Schädeln der Eltern. Wir verdanken darüber dem amerikanischen Reisenden W. W. Rockhill²⁾ eingehende Nachrichten.

Es handelt sich in dem zuerst angeführten Berichte um eine Schädel-

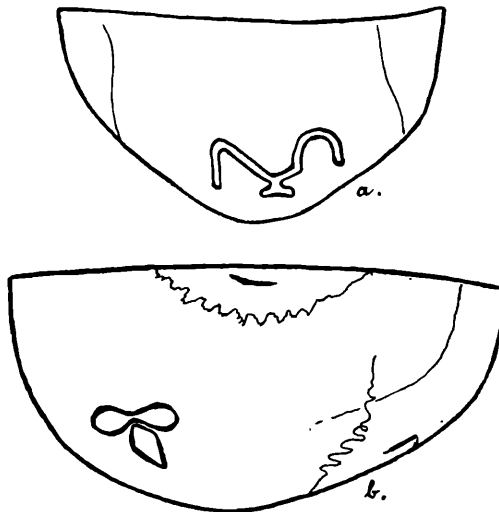


Fig. 6. Sogenannter Schädel des Confucius. Nach G. Busk.
a. Hinterhauptbein. b. Seitenansicht.

schale aus dem berühmten Kloster Kumbum, jetzt im Nationalmuseum zu Washington. Sie ist eingesetzt in ein schön ornamentiertes silbervergoldetes Gehäuse, welches in getriebener Arbeit die mystische Silbe Om und in der Mitte vier halbe, kreuzweis gestellt, Dorjes zeigt³⁾, während ein fünftes Dorje den senkrecht stehenden Handgriff des Gehäuses bildet. Der so gefasste Schädel ruht auf einem dreieckigen Ständer aus ver-

1) Ruysbroek in Pinkerton, A general collection of the voyages and travels 7, 54 (London 1811).

2) Notes on the Ethnology of Tibet (Report of the U. S. National Museum for 1893) p. 742 und Tafel 42 und Proceedings of the American Oriental Society at Philadelphia, Oktober-November 1888 p. XXIV.

3) Dorje, Donnerkeil, ursprünglich Symbol Indras, in Nepal, Tibet usw. Symbol Buddhas und seiner Religion. Ebenso in Japan ein beim Gottesdienst gebrauchtes Gerät.

goldetem Kupfer, an dem die chinesischen Symbole Yang und Yin, die zwei Prinzipien der Natur, erscheinen.

Ein ähnliches Exemplar (Fig. 6, S. 23); das fälschlich dem Confucius zugeschrieben wurde, befindet sich im Oxforder Universitätsmuseum und ist schon 1869 von George Busk genau beschrieben worden¹⁾. Auch dieser obere Teil eines Schädels stand auf einem Dreifuss und war mit Gold und Juwelen gefasst. Leider ist die Fassung, die 1862 auf der Londoner Ausstellung bewundert wurde, eingeschmolzen worden. Wahrscheinlich stammt der Schädel aus einem Lamatempel (Hih-Sze) Pekings. Er ist im Gegensatz zu den meist brachykephalen Chinesenschädeln dolichokephal, stark durch Gebrauch abgenutzt und durch einige in schwachem Relief angebrachte Figuren ausgezeichnet. Jene auf dem Hinterhauptbein wird von Orientalisten als der Buchstabe A der tibetanischen Form des Sanskrit gelesen, wie sie bis ins 8. Jahrhundert in Gebrauch war und wodurch auch der tibetanische Ursprung der Trinkschale nachgewiesen wird.

Solche aus dem lamaistischen Kultus stammenden Trinkschalen sind noch mehrfach bekannt²⁾, sie machen neben den weit häufigeren kleinen Lamatrommeln aus Menschenschädeln einen Bestand der Tempel aus, die ja reich an Knochenutensilien sind³⁾.

Die Art des Gebrauchs der Schädelbecher und die Auswahl der hierzu tauglichen Schädel lernen wir eingehend durch Rockhill kennen⁴⁾, und das Nachstehende ist daraus entnommen. Gegenwärtig benutzt man sie im lamaistischen Gottesdienst, um Tsepamed (Amitabha, Herr des ewigen Lebens) zu opfern, der dargestellt wird mit einem 'Ambrosia' enthaltenden Schädel in der Hand, und dann, wenn darin Wein oder eine andere Flüssigkeit den anderen Göttern geopfert werden soll. Der Schädelbecher muss aber von einer durchaus religiösen Person stammen oder von Leuten, die durch Rang oder Gelehrsamkeit ausgezeichnet waren. Darüber bestehen ganz bestimmte Vorschriften, desgleichen über die Weise, wie Tsepamed das Opfer im Schädel dargebracht wird. Die Art, wie die Schädelaschen beschaffen sein müssen, ist weiter oben an Beispielen erörtert worden. Rockhill sagt, dass er äusserst kostbare, in Gold gefasste, mit Türkisen und Korallen verzierte sah, und dass ihm ein Lama in Peking einen solchen nicht für 1400 Mk. überlassen wollte. Was die Auswahl dieser zu religiösem Gebrauch bestimmten Schädel betrifft, so

1) Journal of the Ethnological Society of London 2, 73–83 und 156. Tafel XI.

2) Im Horniman Museum in Forest Hill, abgebildet in 'Man' 1910, p. 184.

3) L. A. Waddell, The Buddhism of Tibet (London 1895) p. 300 erwähnt als Zubehör lamaistischer Tempel wohl Trompeten aus menschlichen Schenkelknochen und the human skull, drum made of skull-caps, sagt aber nichts von Schädelbechern. Die Almosenschale (Patra) der buddhistischen Bettelmönche, aus der allein sie Nahrung zu sich nehmen, besteht auch, aber nicht immer, aus einer menschlichen Hirnschale; s. W. Filchner, Das Kloster Kumbum in Tibet 1906 S. 74.

4) American Oriental Society p. XXIV–XXXI.

besteht darüber ein besonderes, von Rockhill übersetztes Werk „Methode, um gute und schlechte Schädel zu unterscheiden, und wie man durch das Opfer im Kapala (Schädel) Glück erreichen kann.“ Hier sind Weiberschädel ausgeschlossen, da nach tibetanischer Anschauung das Weib ein untergeordnetes Wesen ist. Der von einem hervorragenden Menschen stammende Schädel aber muss schön gestaltet, tadellos, nicht dünn, glatt, weiss usw. sein — kurz es zeigt sich in den zahlreichen Vorschriften, in denen selbst der Verlauf der Suturen Beachtung findet, eine genaue Kenntnis der Menschenschädel. Die Art, wie geopfert wird und wie dabei Gebete gesprochen werden, ist ausführlich in der angeführten lamaistischen Schrift besprochen; Hauptsache ist dann der Schluss: durch das Opfer im Schädelbecher können weltliche Güter erlangt werden, und die Himmlischen können dem Opfernden alle Sünden vergeben.

Die grosse Übereinstimmung der tibetanischen im Kultus benutzten Schädelbecher mit den christlichen, weiter oben beschriebenen liegt auf der Hand. Die Aufmachung ist ganz die gleiche, und auch hier liegt wieder eine jener vielen Gleichungen vor, welche selbst christliche Glaubensboten zwischen Buddhismus und Katholizismus fanden. Die Missionare Huc und Gabet brachten das in ihrem Reisewerke auch staunend zum Ausdruck, dafür wurde es aber auch auf den Index gesetzt.

Über den Ursprung der Schädelschalen im Kultus besitzen die Tibetaner eine Legende¹⁾. Danach wollte die Göttin Lhamo die wilden Sitten ihres Gemahls, der ein König von Ceylon war, mildern und Buddhas Religion einführen. Misslänge dieses aber, so war sie entschlossen, den eigenen Sohn zu töten, damit er nicht dereinst im buddhafeindlichen Sinne zur Regierung gelange. Sie liess ihn auch schinden, ass von seinem Fleische und trank Blut aus seinem Schädel. Darum findet man auch in buddhistischen Tempeln noch immer Votivgaben, kleine Tontäfelchen, auf welchen die Lhamo mit dem Schädelbecher dargestellt ist.

Dass übrigens in Tibet noch jetzt aus anderen Gründen Gefässe aus Menschenschädeln hergestellt werden, berichtet gleichfalls Rockhill²⁾ wenigstens in einem Beispiel. Als 1887 die Lamas in Batang einen Aufstand veranlassten, rissen sie die Überreste des 1881 ermordeten Missionars Pater Brioux aus dem Grabe, füllten dieses mit Mist und machten seinen Schädel zum Trinkbecher.

Was Indien betrifft, so kann hier nur vom Gebrauch der Schädelschalen bei einer der ekelhaftesten Fakirsekten, den Aghori, die Rede sein, welche Verehrer einer Form des Çiwa sind und mehr und mehr abnehmen, da sie allgemeiner Verachtung anheimfallen. Als regelmässiges Zubehör führt der Aghori ein Trinkgefäss aus einer menschlichen Hirn-

1) Emil Schlagintweit, Buddhism in Tibet p. 112.

2) The land of the Lamas 1891 p. 273.

schale bei sich. Diese durch ganz Indien umherziehenden Asketen starren vor Schmutz und schrecken nicht vor dem Genuß von Aas zurück. Ihre Trinkschalen aus Menschenschädeln sind in ganz roher Weise gemacht, und bei ihren Hochzeiten überreicht der Schwiegervater dem Schwiegersohne eine solche¹⁾. Von derartigen Schädeln der Aghori befinden sich acht Stück im Berliner Museum für Völkerkunde²⁾.

Ostasiatischer Archipel. Kaum in einer anderen Gegend hat der Schädelkultus im Zusammenhang mit Ahnenkultus und Reliquienverehrung eine grössere Ausdehnung gefunden als im Ostasiatischen Archipel. Dort werden Schädel auch der Feinde versöhnt und zu Schutzgeistern, sie bewirken Glück, gute Ernten, dienen als Amulette und sind Sammelobjekte geworden, die in dem bekannten Koppensnellen zu zahllosen Mordtaten führen. Soviel man dort auch für sorgfältige Aufbewahrung und Ausschmückung der Schädel tut, scheint doch deren Verwendung als Trinkschalen nur eine beschränkte zu sein³⁾, da mir nur ein Fall bekannt wurde. Er betrifft die Südküste der Insel Ceram, von wo Missionar De Vries berichtet: „Bei den grossen Opferfesten treten die Dati (Familienhäupter) als Priester auf und huldigen alsdann etwa zwanzig Schädeln. Aus einem derselben wird durch den Opferpriester geweihter Sagowein (Palmwein) getrunken⁴⁾.“ Es handelt sich dabei also um die Schädel von Familiengliedern, die auf diese Weise verehrt werden und als teure Reliquien segenspendend für die Nachkommen wirken.

China. Nicht ganz fremd ist der Schädelbecher in der alten Geschichte Chinas, wenn er auch, wie Friedrich Hirth zeigt, auf den ich als Quelle verweise⁵⁾, auf tatarische Sitte zurückzuführen ist. Unter den Herrschern von Tschau, im gegenwärtigen Schan-si, ragte Siang-tzi († 425 v. Chr.) hervor, von dem später Liu An († 122 v. Chr.) berichtet, dass er einen gewissen Tschü Po, der einen Aufstand gegen ihn unternommen hatte, besiegte, töten liess, seinen Schädel an sich nahm und daraus ein lackiertes Trinkgefäss machte. „Dieser Vorgang, den ich nicht bloss für eine Grille, sondern für einen ritualen Akt ansehe, spricht Bände für einen hunnischen Einfluss, sagt Hirth. Denn wir haben in der Geschichte der Hunnen (Hiung-no) dazu die Parallele, deren Grosschan Lau-schang (175—160 v. Chr.), nachdem er die Yué-tschü (Indoskythen) besiegt, deren

1) H. Balfour, Life History of an Aghori Fakir. Journ. Anthropol. Institut 26, 340 mit Abbildung einer Aghoritrinkschale Taf. XXXIII, Fig. 1.

2) Zeitschr. f. Ethnologie 1888, Verhandl. S. [307], wo Professor Grünwedel die schmutzigen Gewohnheiten dieser Sekte beleuchtet.

3) Weder in Haddons Werk Head-Hunters, black, white and brown (1891) noch in anderen vom Koppensnellen handelnden Schriften finde ich Schädelbecher angeführt.

4) Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde 22, 251 nach G. A. Wilken, Iets over de Schedelvereering bij de Volken van den Indischen Archipel 1889, S. 6 des Sonderabdrucks.

5) The ancient history of China (New York 1908) p. 269—271.

König enthauptete und aus seinem Schädel ein Trinkgefäss machte.“ Dieser Becher, über den die chinesischen Archäologen sich den Kopf zerbrochen haben, wurde lange Zeit aufbewahrt, man bediente sich seiner bei grossen Staatsfeierlichkeiten und trank daraus das Blut eines weissen Pferdes, wenn man bei Friedensschlüssen einen Eid schwur.

Nun ist behauptet worden, dass auch die chinesische Sprache darauf hindeute, dass die Worte für Kopf und Gefäss zusammen gehörten und darauf wiesen, die Hirnschale sei ehemals von den Chinesen als Becher benutzt worden. Ich wandte mich um Aufklärung an den bewährten Sinologen Professor Friedrich Hirth in New York, der so freundlich war, mir folgendes mitzuteilen: „Das Zeichen für t'óu (Kopf) ist allerdings aus den Elementen tou (Gefäss) und shóu (Kopf) zusammengesetzt; aber die Bedeutung „Kopf“ steckt in dem zweiten Bestandteile shóu als Klassenhaupt. Was übrig bleibt (tóu, Gefäss) ist der phonetische Bestandteil des Zeichens, der in der Regel mit der Bedeutung des Wortes nichts zu tun hat. In der alten Literatur Chinas findet sich keinerlei Nachweis für den Gebrauch eines Schädels als Trinkgefäss bei den Chinesen selbst; vielmehr ist diese Sitte immer als etwas charakteristisch Fremdes und Barbarisches betrachtet worden.“ Diese Tatsache geht, wie oben gleichfalls nach F. Hirth gezeigt wurde, deutlich aus der Geschichte des Schädelbechers des Siang-tzi hervor, die vor mehr als 2000 Jahren sich ereignete.

Australien. Auf dem australischen Festlande treffen wir den Schädelbecher gleichfalls bei verschiedenen Stämmen. Zusammenfassend, aber ohne nähere Angaben seiner Quellen, hat darüber J. G. Wood¹⁾ berichtet: „Unter vielen Stämmen kann man ein seltsames Gerät finden, nämlich eine Trinkschale aus einem Menschenschädel. Sie hängt an einer Schnur und wird überallhin, wohin der Eigentümer geht, mitgeführt. Diese grausigen Geräte werden aus den Schädeln der liebsten und nächsten Anverwandten hergestellt; und wenn eine australische Mutter stirbt, so findet man es in der Ordnung, dass die Tochter aus dem Schädel der Mutter ein Trinkgefäss macht. Die Herstellung ist sehr einfach. Der Unterkiefer wird entfernt, das Gehirn herausgenommen und der ganze Schädel sorgfältig gereinigt. Ein Seilgriff aus groben Binsen wird dann daran befestigt, und das Gefäss ist zum Gebrauche fertig. Die Füllung mit Wasser erfolgt durch das Hinterhauptloch, das mit einem Graspfropfen verschlossen ist, so dass kein Wasser vergossen werden kann.“ Hiernach bleibt also die Schädelkapsel vollständig erhalten, und es handelt sich nicht nur um ein abgeschnittenes Schädeldach, wie das anderwärts meistens der Fall ist.

Es soll dieser Brauch besonders unter den Eingeborenen Süd-

1) The Natural History of Man 2, 86.

australiens vorkommen, und Angas¹⁾ hat einen dieser Schädel abgebildet den ein zehnjähriges Mädchen mit sich herumtrug und dadurch das Andenken seiner Mutter ehrte. Diese geschlossenen, als Wassergefäße benutzten australischen Schädel hat R. Virchow näher untersucht²⁾. „Der Unterkiefer und die Gesichtsknochen werden entfernt, das Gehirn ausgespült, die Orbitalplatten, das Siebbein und der Keilbeinkörper ausgebrochen und das Ganze an dem Hinterhauptloche mit Schnüren zum Tragen versehen. Man giesst das Wasser in das Hinterhauptloch und trinkt durch die künstlich gemachte Öffnung im vorderen Teil der Basis. Die Nähte werden mit Wachs oder Pflanzengummi verklebt³⁾.“ Aus Angas, der die Begräbnisplätze am Murrayflusse beschreibt, ist noch zu entnehmen, dass niemals der Kopf mit begraben wurde, weil die Verwandten des Verstorbenen sich aus dem Schädel oft Trinkgeschirre bereiten, wofür er mehrere Fälle anführt. Überall aber blickt bei diesen australischen Schädelgefäßen durch, dass Verehrung für die verstorbenen Verwandten ihre Schaffung veranlasste.

Auf den Fidschiinseln, wo früher die Anthropophagie in ihrer höchsten Blüte stand, kannte man auch Trinkgefäße aus Menschenschädeln, wenn sie auch keine allgemeinere Verbreitung hatten. „Es sind seltene Fälle bekannt, dass ein Häuptling sich den Schädel eines Feindes wünschte, um sich daraus eine Speiseschüssel oder eine Trinkschale zu machen. Er befahl dann seinen Leuten, den Mann nicht in den Kopf zu schlagen“ (damit der Schädel unverletzt blieb), berichtet der Missionar Thomas Williams⁴⁾. Der englische Matrose John Jackson, welcher 1840 als Gefangener den Kannibalenmahlzeiten auf Fidschi beiwohnte, erzählt: „Auf dem Tische lagen zwei Schädel, aus denen man Angona trank, mehrere lagen auf dem Boden⁵⁾.“

Afrika. Aus unserer Kolonie Togo besitzen wir mehrfache Berichte über die Verwendung von Menschenschädeln als Trinkgefäße, wovon Exemplare im Berliner Museum für Völkerkunde sich befinden. Das erste

1) Savage Life 1847 p. 68. 94. Dazu Wake im Journ. Anthropol. Soc. Sitzung vom 1. November 1870 p. XXI.

2) Zeitschr. f. Ethnologie 1877, Verhandlungen S. [132].

3) Barnard Davis, Thesaurus craniorum 1867 p. 259 beschreibt vier solcher Schädel aus der Gegend von Adelaide, Abbildungen auch bei Eyre, Discoveries in Central Australia (London 1845) 2, Plate IV Fig. 20. An die geschlossenen Schädelgefäße der Australier erinnert ein Fund in der mecklenburgischen Stadt Neubrandenburg, wo Brückner 1,20 m unter der Oberfläche einen Schädel ausgrub, der stark abgegriffen, wie poliert erschien und ganz wie die australischen beschaffen war, so dass ihn Virchow auch als Trinkschädel ansprach. Anhaltspunkte für die Zeitstellung sind nicht vorhanden, so dass man etwa auf einen Schädeltrunk der alten Obotriten schliessen könnte. (Zeitschrift f. Ethnologie 1878, Verhandl. S. [182] mit Abb.)

4) Fiji and the Fijians 1858. 1, 212.

5) Jacksons Bericht steht in John Elphinstone Erskine, Journ. of a cruise among the Islands of the Western Pacific (London 1853) p. 426 (Appendix A).

Exemplar, das F. v. Luschan beschrieben hat¹⁾, von einem Ermordeten stammend, umfasst beide Scheitelbeine, den grössten Teil der Hinterhauptschuppe, das Stirnbein bis in die Gegend der Stirnwülste. Der Rand ist roh geschnitzt, die Aussenfläche mit roten Flecken bemalt. Näheres über die Schädelshalen erfahren wir gelegentlich der Einsendung eines zweiten Exemplars durch Oberleutnant Herold²⁾. Ein Händler Dosu war von einem gewissen Sabai erstochen worden. Dieser trennte den Kopf des Getöteten ab und nahm die Hände und das Herz an sich, kochte den Kopf, schabte das Fleisch ab und präparierte den Schädel als Trinkschale. Herz und Hände wurden als Trophäen aufbewahrt, die Schale an Herold ausgeliefert, als dieser eine amtliche Untersuchung über den Fall führte. Die Schale war zu Fetischzwecken benutzt worden, worüber der Verfertiger jedoch nähere Auskunft verweigerte. Licht darauf wirft aber ein Brauch, den gleichfalls Herold mitteilt. In Nkonya, im Otschi-Sprachgebiet, wird zu Wurupong (Gbome) dem Hauptfetisch Yia geopfert. Ihm muss jedes Jahr eine neue, aus einem Menschenschädel gefertigte Trinkschale dargebracht werden, weil er aus einer gewöhnlichen Kürbisschale nicht zu trinken pflegt. Die Mordtaten, um solche Schädel zu erlangen, geschehen heimlich, und der Darbringer einer solchen Schale gilt als besonders tapferer Mann³⁾.

Mit diesen auf Togo beschränkten Belegen erschöpft sich meine Kenntnis von afrikanischen Schädelgefässen, wenn auch sonst der Schädel von Feinden bei den Negern eine grössere Rolle spielt. Der Zweck der Schädelbecher im Fetischdienste ist in obigen Mitteilungen genügend gekennzeichnet.

Amerika. Was Amerika betrifft, so finden wir den Schädelbecher über den ganzen Erdteil, von Norden bis zum Süden, verbreitet, worauf schon Georg Friederici hingewiesen⁴⁾ hat, ohne auf Einzelheiten einzugehen. „Wir finden ihn an den grossen kanadischen Seen, in Massachusetts und wahrscheinlich in Carolina, ferner in Sinaloa, Michoacan, in Darien und auf den Antillen. In Südamerika trifft man ihn in Venezuela, im Inkareich, bei den Maymao, Moxos und im Amazonental. Unter den Chacostämmen werden besonders die Abipons, Tobas, Mocobies und Matacos als Verfertiger von Schädel- oder Skalpbechern genannt, denn die Matacos tranken aus dem Skalp als Lederbecher. Über die Araukaner sind wir in dieser Hinsicht ganz besonders gut unterrichtet und wissen,

1) Zeitschrift f. Ethnologie 1892, Verhandl. S. [465].

2) Mitt. a. d. deutschen Schutzgebieten 1893. 6, 61.

3) Auch H. Klose beschreibt wiederholt den Opfertrank für den Fetischgötzen Sia (sic) aus einem Hirnschalenbecher. Togo 1899, S. 300 und Globus 89, 12. Einen anderen Fall aus Gbelemana (Togo) beschreibt Klose im Globus 71, 189: „Dem Opfer wurde der Kopf abgeschnitten, dieser gekocht und präpariert und so eine Trinkschale hergestellt, die mit dem Zeichen der Fetischfarbe weiss bemalt wurde.“

4) Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika (1906) S. 96.

dass die Becher aus den Schädeln der Gouverneure Valdivia und Loyola ihre kostbarsten Trophäen waren.“

Einige Einzelheiten in von mir gesammelten Belegen mögen den Brauch in Amerika weiter beleuchten und zeigen, dass er auch hier auf verschiedenen Beweggründen beruht.

Aus Nordamerika führe ich die Indianer an den grossen Seen an. Auf der Makinakinsel, am Ausgange des Huronsees, war im Anfange des 18. Jahrhunderts De Lamothe Cadillac drei Jahre lang Befehlshaber eines französischen Postens, der in seinen Aufzeichnungen¹⁾ die Sitten der damals an den grossen Seen wohnenden Indianer schildert und die Grausamkeiten gegen die dem Tode geweihten Gefangenen beschreibt, wobei die Frauen eine Rolle spielten, die ihre in früheren Kriegszügen verlorenen Gatten und Söhne rächten, denen sie ein festliches Mahl aus dem Fleische des Gefangenen versprechen: „Il sera grillé, brulé, on luy arrachera tous les ongles, on grillera cette viande, on en mettra à la chaudière, on luy appliquera des colliers de haches rougi dans le feu, on luy fumera paisiblement les doigts, on luy arrachera les parties, on boira dans son crâne“, worauf die grausame Abschlachtung des Gefangenen erfolgte. Ob die Indianer an der Küste des heutigen Massachusetts Schädelbecher besaßen, ist mir zweifelhaft, da Kapitän Gosnold, der sie im Anfange des 17. Jahrhunderts kennen lernte²⁾, von ihrem Reichtum an Pelzwerk und Kupfergeräten spricht und sagt: they had large drinking cupps made like skulls, was nicht unmittelbar auf den Gebrauch von Schädelbechern gedeutet werden kann.

Für Mittelamerika führe ich die Indianer des Isthmus von Darien an, welche sich lange unabhängig erhielten und stets den Spaniern feindlich gesinnt blieben. Sie galten noch im 17. Jahrhundert für Menschenfresser, und von einem Kriege zwischen zwei Nachbarstämmen berichtet Dr. Cullen³⁾: Whilst that feud lasted, it was customary with the Chocoanos to use the skulls of their slain enemies for drinking bowls.

In Südamerika fehlte der Schädelbecher nicht. Von den Mauhés am Tapajoz in Brasilien berichtet v. Martius⁴⁾: „Ihre Flöten machen sie aus menschlichen Röhrenknochen, ihre Trinkbecher aus den Hirnschalen.“

Nicht fremd ist der Schädelbecher den Inkaperuanern, wie eine Stelle aus Oviedo⁵⁾ beweist, deren Kenntnis ich Herrn Dr. Walter Lehmann verdanke. Der Inkakönig Atabalida = Atahualpa besass als kostbarsten

1) Pierre Margry, Mémoires et documents pour servir à l'histoire des origines françaises des pays d'outre-mer 5, 96 f. (Paris 1887).

2) W. Strachey, The Historie of Travaile into Virginia Britannia, edited by R. Major (London, Hakluyt Society 1849) p. 156—157.

3) The Darien Indians. Transactions of the Ethnological Society, New Series 6, 152 (1868).

4) Zur Ethnographie Amerikas 1867 1, 404.

5) Oviedo, Historia general y natural de las Indias lib. VI, cap. 32.

Schatz ein Trinkgefäss gearbeitet aus dem Schädel seines Bruders. „Dieser Schädel — nach Entfernung des Hirns und der übrigen Teile — war innen sehr glatt und der Rand seines Umfangs war in sehr schön gearbeitetem Golde gemacht, und der Schädel besass die äussere Haut (cuero superior) mit den sehr glatten (muy llanos) und schwarzen Haaren, die in der Weise behandelt waren, dass sie sehr fest an dem Gefässe (vaso) sich befanden, aus dem Atabaliba an den Festen zu trinken pflegte, und das war eins der kostbarsten Kleinodien seiner Kammer und Schätze und stand im grössten Ansehen.“

Mehrfach werden Chacovölker als mit dem Schädelbecher wohl vertraut angeführt, und wiederholt ist das Zeugnis des Missionars Martin Dobrizhoffer dafür angeführt worden, dem wir das klassische Werk über die Abiponer in Paraguay verdanken¹⁾. Er erzählt, wie grausam sie mit ihren gefangenen Feinden verfahren und wie es ihre erste Sorge ist, ihnen mit Fischkiefen, Muscheln oder scharfen Steinen den Kopf abzuschneiden, diesen als Trophäe nach Hause zu bringen, dort zu skalpieren und aufzubewahren. Dann fügt er hinzu: „Sie behalten auch zuweilen den Hirnschädel der Erschlagenen, das ist dasjenige Bein vom Schädel, das man die Hirnschale zu nennen pflegt, auf, um bei den öffentlichen Trinkgelagen daraus zu trinken.“

Aus dem äussersten Süden des Erdteils haben wir endlich die Araukaner zu erwähnen, welche unser Gerät kannten. Der Abbé Molina²⁾ erzählt, wie dieses kriegerische Volk seine gefangenen Feinde grossen Qualen und Martern aussetzte, ehe es sie erschlug. „Ist der Hirnschädel des Erschlagenen nicht völlig zerschmettert, so bedient sich die Gesellschaft desselben zum Trinkgeschirr.“

Überschauen wir nochmals das ganze Gebiet, wo der Schädelbecher vorkommt, und suchen wir nach den Beweggründen, die zur Herstellung und Benutzung führten. Dass sie schon in der frühesten Zeit des Menschengeschlechts in Europa vorkamen, in einer Periode, die noch kein Töpfergeschirr kannte, ist durch den Nachweis der Schädelschalen im Quartär erbracht. Die weite Verbreitung heute und in geschichtlicher Zeit ist dann sicher an zahlreichen Beispielen nachgewiesen; alle Erdteile sind dabei beteiligt, und in allen dauert der Brauch bis heute fort. Doch kann man keineswegs sagen, dass er, von der geschichtlichen Zeit anfangen, ein allgemeiner gewesen sei; dazu reichen die oft mühsam zusammengebrachten Belege nicht aus. Auch lässt sich selbstverständlich mit der zunehmenden Kultur ein allmähliches Schwinden des Brauches

1) Geschichte der Abiponer (Wien 1783) 2, 548. 349.

2) Geschichte der Eroberung von Chili (Leipzig 1791) S. 66.

feststellen, der heute nur noch bei zwei Extremen, bei den barbarischsten Völkern und im religiösen Kultus, besteht.

Nachdem das Urstadium überwunden war, bei dem anzunehmen ist, dass der Leichnam menschenfresserischer Gewohnheit verfallen und die Hirnschale einfacher Gebrauchsgegenstand geworden war, wovon noch Überlebsel bei den indischen Aghoris zu finden sind, treten nach allen beigebrachten Zeugnissen zwei Ursachen auf, welche dazu führten, den menschlichen Schädel als Gefäß zu benutzen. Und beide Formen, in welchen er so auftritt, laufen parallel den beiden Formen der Anthropophagie, dem Endokannibalismus¹⁾ und dem Exokannibalismus. Dass in der Urzeit des Menschen Anthropophagie allgemein war, wird wohl jetzt überall angenommen, wenn wir Kulturmenschen auch nicht mehr alle Beweggründe des Urmenschen verstehen, die sie zum Verzehren der Leichen führten. Gewiss scheuten sie nicht vor Leichen zurück, waren nicht wählerisch im Genuss widerlicher Dinge, und Gefühlsfeinheit wird ihnen so ferne gelegen haben wie ästhetischer Sinn. Hunger ist sicher eine der ursprünglichen Triebfedern gewesen.

Und wie der Exokannibalismus, bei dem Rachsucht gegenüber dem besiegt und erschlagenen Feinde eine Haupttriebfeder gewesen ist, die frühere Form der Anthropophagie darstellt, so erscheint auch jene Form der Schädelchalen als die ältere, bei der es sich um die Herstellung einer Trophäe aus dem Schädel des besiegt Feindes handelt. Der Hass gegen den erlegten Feind dauert fort, und die Rache ihm gegenüber erscheint gekühlt, der Triumph ist vollständig, wenn beim festlichen Prunkmahle seine Schädelchale als Becher umherging. In dieses Gebiet der Trophäentrinkschale gehört, was oben berichtet ist von den Skythen, Thraziern, Skordiskern, Langobarden, Bulgaren, Petschenegen, Avaren, den Fidschi-insulanern und von den meisten Amerikanern, den Abiponern, Araukanern, Chocoanos, Mauhés, Huronen usw.

Ganz anders im auch weitverbreiteten Endokannibalismus. Hier sehen wir, wie die Leichen lieber Verwandter, ja der Eltern und Stammesgenossen von Angehörigen und Freunden verzehrt werden, um ihnen das würdigste Grab, das sie sich vorstellen, zu verschaffen, nämlich in ihrem eigenen Körper. Und gerade so ist es bei der zweiten Form der Schädelbecher der Fall. Auch diese sind aus der Hirnschale von Freunden und Verwandten, von hervorragenden Männern oder Heiligen angefertigt worden, sind bestimmt, deren Angedenken liebend zu erhalten, dienen als Erinnerung an sie, zum Minnetrunk und finden selbst, segenspendend, im religiösen Kultus ihre Verwendung. Schädelbecher solcher Art waren ursprünglich bei den Tibetanern im Gebrauch, auf der Insel Ceram, namentlich in

1) Vgl. darüber R. Steinmetz, Der Endokannibalismus. Mitteil. d. Anthropol. Ges. in Wien, Neue Folge 26, 1 (1896).

Australien, im alten Peru. Vor allem aber hat der religiöse Kultus sich dieser Art des Schädelbechers bemächtigt, und so kehrt er, nur mit wenigen Abweichungen, aber im Grunde gleich, wieder bei den alten Bojern, den Tibetanern und heute noch in der Form von Heiligenschädeln im Christentum — womit ich wieder am Ausgangspunkte meiner Arbeit angelangt bin.

München.

Zur Geschichte der Sage vom ewigen Juden.

Von Leonhard Neubaur.

Die Sage vom ewigen Juden ist bis in die neueste Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung¹⁾ und poetischer Behandlung geworden²⁾. Eine Einigung über die Entstehung der Erzählung ist bisher nicht erzielt; vielmehr haben die verschiedenen Hypothesen, z. B. dass sie dem Mythos von Odin teilweise ihre Entstehung verdanke³⁾, oder auch auf

1) Dafür sei auf das Verzeichnis hingewiesen, das ich im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1911, 495—509: 'Zur Bibliographie der Sage vom ewigen Juden' gegeben habe.

2) Die zuletzt erschienene Dichtung: 'Ahasver. Dramatisches Gedicht von Walter Nithack-Stahn.' Halle a. S. (1911) ist ausführlich besprochen von W. Mühlner, Deutsch-Evangelisch (Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus). Leipzig 1911, S. 287—291. Zu der in der vorangehenden Anmerkung erwähnten Bibliographie, worin ich auch eine Ergänzung der bei Prost und Soergel (1906) sich findenden Besprechung der poetischen Bearbeitungen der Sage gegeben habe, möchte ich hier einen Zusatz machen und zwei gleichfalls, wie die dort S. 505—506 genannten, in meinem Besitz befindliche Schriften erwähnen:

1. J. G. Rönnefahrt, Der Tod Ahasvers, des ewigen Juden. Tangermünde 1855. Verlag der G. Doegerschen Buchhandlung. 283 S. 8°. Hier erscheinen zuletzt die Gestalten von Mose, Pythagoras, Luther, Calvin und Schiller. Auf der nicht gezählten 284. Seite ein „Epilog“, worin es heisst:

Schon spüret Ahasver des Herrn Erbarmen,
Und richtet seine Seele himmelwärts
Ob todt ob lebend, Himmels Seligkeiten
Wird er im Kampf für Christum sich bereiten.

Es finden sich in dem Werke Anspielungen auf die preussische Revolution von 1848.

2. Nur den Titel hat der Sage folgende von jüdischer Seite gegen den Antisemitismus gerichtete Broschüre entlehnt: Der ewige Jude. Eine Ansprache an Viele, wenn nicht an Alle. Von Alwin Dolfe. Zweite umgearbeitete Auflage. Trier, Sigmund Mayer, 1891. 32 S. 8°.

3) E. Michael, Zur Sage vom Ewigen Juden, Neuphilol. Bl. I. (Leipzig 1894). Heft 6 und 7. Im letzten Hefte die Zusammenfassung S. 146.

den Buddhismus hinzuweisen scheine¹⁾), oder dass sie eine Allegorie des jüdischen Volkes sei, die sich zu einer konkreten Einzelpersonlichkeit verdichtet habe²⁾), ihre Vertreter gefunden. Die besonders von Gaston Paris³⁾ aufgestellte Vermutung über den Einfluss der evangelischen Berichte von Johannes und der Legende von Malchus auf die Bildung jener Sage ist auch von mir in einer besonderen Schrift über den ewigen Juden (1884, 2. Aufl. durch 'Neue Mitteilungen' vermehrt, Leipzig 1893) zu begründen versucht worden, zu der im folgenden eine Reihe von Nachträgen gegeben werden soll.

Die älteste bisher bekannte Überlieferung über die Malchussage findet sich in der 'Geistlichen Wiese' des im Anfange des 7. Jahrhunderts verstorbenen Mönchs Johannes Moschos, welcher in seinem Buche 'die Erinnerungen eines vielfältigen Verkehrs mit frommen Vätern und Büssern seiner Zeit' gesammelt hat⁴⁾. Obwohl der Name Malchus hier nicht ausdrücklich genannt ist, so ist nur an ihn zu denken. Die Erzählung lautet⁵⁾: „Tadai (Dade⁶⁾) ist ein Handelsplatz auf Cypren, woselbst sich ein Philoxene⁷⁾ genanntes Kloster befindet. Dort trafen wir einen Mönch mit Namen Isidor, der ununterbrochen weinte. Auf unsere Frage nach der Veranlassung dazu nannte er sich einen grossen Sünder und berichtete folgendes: Als ich noch im weltlichen Stande lebte, war ich verheiratet und mit meiner Frau der Severianischen Richtung⁸⁾ zugehörig. Einstmals fand ich nach kurzer Abwesenheit meine Gattin im

1) S. Singer, Anzeiger für deutsches Altertum 20 (1894), 196f.

2) Eduard König, Ahasver, der ewige Jude. Gütersloh 1907, S. 15.

3) Zuerst in seinem Artikel 'Juif Errant' in Lichtenbergers Encyclopédie des sciences religieuses VII, 498ff., der ohne Zusätze wieder abgedruckt wurde in dessen Légendes du moyen âge. Paris 1903. Dieselbe Ansicht vertritt Rodolfo Renier (Turin) in Fanfulla della Domenica 19 Nr. 12, Roma. (24. Marzo 1907) („La leggenda dell' Ebreo errante“ etc.), ferner bezüglich des Malchus Politis in dem mir nicht bekannt gewordenen Artikel der 'Εθνική Βιβλιοθήκη. Athen 1872 (vgl. Dieterich oben 15, 383). Auch Wesselofsky, Archiv für slawische Philologie 5, 398ff. bringt die Malchus- und Cartaphilussage miteinander in Verbindung.

4) Johannes Moschos, Verfasser des 'Leimonarion' (Geistliche Wiese), war Mönch im Kloster des hlg. Theodosius bei Jerusalem, dann in dem 'Neuen Einsiedlerheim' (νέα λαύρα) des hlg. Sabas, ging 604 nach Antiochia und starb später in Rom; seine Leiche wurde 619 im Kloster des hlg. Theodosius beigesetzt. Hermann Usener, Der hlg. Tychon (Leipzig und Berlin 1907) S. 86—107. Eine deutsche Übersetzung ausgewählter Stücke aus der 'Geistlichen Wiese' bei Hans Lietzmann, Byzantinische Legenden (Jena 1911) S. 82—99. Doch ist die im Text mitgeteilte Erzählung über Malchus nicht dabei.

5) Migne, Patrologia Graeca 87, 3, 2878. Pratum spirituale c. 30.

6) Ἀῖδες ἄκρα, Vorgebirge auf Kypros, jetzt Kap Kiti. Oberhammer in Pauly-Wissowas Realencyclopädie 4, 1978.

7) Dasselbe führte seinen Namen ohne Zweifel nach dem monophysitischen Patriarchen Philoxenus (aus Hierapolis [Mahbug]) von Antiochia, dem Nachfolger des Severus (s. Anmerkung 8).

8) Die Severianer waren eine monophysitische Partei, gestiftet von dem Patriarchen Severus von Antiochia († 538).

Hause nicht vor, hörte aber, dass sie zu einer Nachbarin gegangen war, um mit ihr das Abendmahl einzunehmen; diese gehörte nämlich dem katholischen Glauben an. Ich eilte sofort dorthin, um sie daran zu hindern, kam aber schon zu spät. Deshalb packte ich ergrimmt meine Frau bei der Kehle und zwang sie, die heilige Partikel auszuspeien, worauf ich dieselbe hin und her warf, bis sie in den Kot fiel. Bald sah ich dieselbe sich röten und den heiligen Leib annehmen. Zwei Tage später bemerkte ich einen in Lumpen gehüllten Aethiopen, der mir sagte: 'Wir beide befinden uns in gleicher Verdammnis'. Als ich ihn fragte, wer er sei, antwortete er: 'Ich bin derjenige, welcher dem Schöpfer aller Dinge, unserm Herrn Jēsus Christus, zur Zeit seines Leidens einen Schlag auf die Wange gegeben hat'. Aus diesem Grunde, fügt der Mönch hinzu, kann ich nicht aufhören zu weinen.“

Schon im 5. Jahrhundert hatte der Patriarch Cyrillus von Alexandrien († 444) erklärt, die Tat des hohenpriesterlichen Dieners sei um so unbegreiflicher, als er sich von der Wahrheit der Lehre Christi überzeugt hätte¹). Diese Vermutung nahm dann im 12. Jahrhundert der Erzbischof von Rossano in Calabrien, Theophanes Kerameus, mit der Begründung wieder auf, dass Malchus, weil er sich gefährdet glaubte und von dem Verdacht, ein Anhänger des Herrn zu sein, reinigen wollte, Christus geschlagen habe²). Um dieselbe Zeit vergleicht Petrus von Blois, seit 1190 Dekan zu Wolverhampton in England, das Treiben der weltlich gesinnten, unwürdigen Priester mit der Tat des Malchus und des gottlosen jüdischen Hohenpriesters Jason³). Ebenfalls dem 12. Jahrhundert gehört die von Gaston Paris⁴) aus dem Fierabras angezogene Stelle an, dass Malchus, trotzdem er durch Christus vom Aussatz befreit wurde, diesen misshandelte.

Für das spätere Mittelalter sei ausser den schon bekannten Stellen für die Malchustradition noch hingewiesen auf das Donaueschinger Passionsspiel aus dem 15. Jahrhundert, worin der Übeltäter dadurch seine Bosheit beweist, dass er bei dem ersten Verhör den für Christus

1) In evangelium b. Johannis liber 11, cap. 48.

2) Homilia 27: εἰς τὸ τίμιον τοῦ Ἰησοῦ Χριστοῦ πάθος bei Migne, Patrologia Graeca 132, 550ff. Die im Text genannte Stelle fol. 566.

3) Petrus Blesensis op. bei Migne, Patrol. Latina 207, 1129: Contra clericos voluptati deditos sive de vita clericorum in plurimis reprobata:

Trahuntur in perniciem,

Per partes et minutias,

Ecclesiarum termini

Nec habet arca requiem:

Malchus in Christi faciem (Joan. 18).

Jason in vasa domini

Manus extendit impias (2. Mach. 4).

Irreverenter confluent

Omnes ad sacrum ordinem (etc.)

4) Lichtenbergers Encyclopédie 7, 500 = Légendes du moyen âge 153 (Fierabras 5, 1186ff.).

bestimmten Stuhl plötzlich wegzieht, so dass der Heiland zur Erde fällt¹⁾. Die bisher nicht über das 15. Jahrhundert hinaus zu verfolgende Überlieferung²⁾, dass Malchus an dem Orte seines Verbrechens in einem unterirdischen Raum seine Strafe erleide, findet sich auch bei dem französischen Volksprediger Michael Menot († etwa 1518). Er teilt die Erzählung eines französischen Barons mit, des Marschalls von Anjou (Marescallus Andegavensis), der sie aber auch nur als persönliches Erlebnis eines Soldaten von diesem vernommen hat³⁾. Dieser Soldat unternahm, um ein Gelübde zu erfüllen, eine Reise nach Jerusalem, wo er die Liebe einer Gattin des Sultans gewann. Sie bat ihn dringend, dazubleiben, was er auch unter der Bedingung versprach, dass er seinen Glauben behalten dürfte. Er erhielt als geistlichen Beistand einen Priester. Einst kam zu ihm einer der Sklaven der Sultansgattin und versprach, ihm ein grosses Geheimnis zu zeigen, das sich auf seinen Glauben bezöge (*magnum secretum in lege tua*). Er führte ihn darauf an einen durch eine eiserne Tür verschlossenen unterirdischen Ort, woselbst sie einen grossen See voll trüben und mit Schwefel gefüllten Wassers bemerkten. In der Mitte stand jemand, der ununterbrochen gemartert wurde. Seine Hände bewegten sich beständig wie das Rad einer Mühle. Darauf sagte jener zu dem Soldaten: „Siehe, das ist jener verfluchte Malchus, der im Hause des Hannas Christo einen Backenstreich gab. Seit jener Zeit hat ihn die Erde verschlungen, und hier bereut er seine Tat.“ Eine Parallele dazu bildet die auch heute noch in Sizilien⁴⁾ lebendige Tradition, dass Malchus, oder wie er hier heisst, Marcus, dazu verurteilt ist, angekettet in der Tiefe des Meeres zu stehen; an dieser Stelle zieht das Meer alle hinab, die sich ihm nähern.

Diese und ähnliche Erzählungen⁵⁾ sind selbständige Weiterbildungen der ursprünglichen Legende. Die älteste Fassung kennt nur, wie wir ge-

1) Wilh. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I. Halle 1893. S. 224. — In einem französischen Passionsspiel gehört Malchus zu denen, welche die Nägel zum Kreuze besorgen sollen. Sie treffen die Frau des Schmiedes, welche die Nägel selbst anfertigt, aber keine Bezahlung erhält. Auf die Bitte, ihr wenigstens zu danken, erwidert Malchus: 'Diable te merchira', s. Hans Giese, La Passion de Jésus-Christ jouée à Valenciennes l'an 1547. Dissertation Greifswald 1905. S. 58.

2) Felix Fabri, Dominikaner in Ulm, der 1480 und 1483 im Orient war, in seinem Evagatorium, hsg. von Hassler I, 261—264.

3) Reverendi patris, fratris Michaelis Menoti ordinis Franciscani Sermones quadragisimales ab ipso olim Turonis declamati. Parisiis in aedibus Claudii Chevalloni 1525. 8° (Hof- und Staatsbibl. zu München, Hom. 996). Fol. 163 und 164. — Eine Erzählung dieser Art findet sich auch in der Handschrift der Hofbibl. zu Wien aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Theol. Gr. 227 (im Katalog des Lambecius, Liber quintus [1672] Fol. 241 unter Nr. 199). Hier steht auf den Blättern 91b—94a ein Traktat, der nach Lambecius die Überschrift trägt: *περί τοῦ ἁγίου αὐτοῦ τῶν Χριστιανῶν*.

4) Biblioteca delle tradizioni popolari Siciliane per cura di Giuseppe Pitre 22 (Torino 1904) p. 321 nr. 57: 'Marcu cunnannatu a mari' ('M. verdammt zum Meere').

5) Näheres darüber in meiner Schrift: 'Neue Mitteilungen' S. 6—9.

sehen, die Reue des zum Weiterleben verurteilten Unglücklichen über seine Tat. Dieselbe tritt nun auch in dem Berichte des Cartaphilus hervor, wie er sich bei Roger von Wendover findet, dass jener über die Vergangenheit spricht wie einer, „der mehr in Tränen und in der Furcht des Herrn wandelt, indem er sich vor der Wiederkunft Christi fürchtet“, „er möchte bei dem letzten Gericht den noch zornig finden, welchen er auf seinem Marterwege verspottet und zur gerechten Strafe herausgefordert hat.“ Sicherlich ist demjenigen, welcher im Orient die Geschichte erfand¹⁾, die Erzählung von Malchus nicht unbekannt gewesen. Wie dieser ein Jude war, so ist es auch Cartaphilus gewesen, den man keineswegs mit Lessing²⁾ als 'ewigen Heiden' anzusehen hat. Dies ergibt sich aus dem zweiten, noch etwas früheren und kürzer gehaltenen Bericht über ihn, in dem sein Name zwar nicht genannt, er aber ausdrücklich als Jude bezeichnet wird³⁾: 'In demselben Jahre, als Friedrich II. sich zum Papste Honorius III. begab und im Kloster zu Ferrara [in Unteritalien, der Terra di Lavoro] mit dem Könige Johann von Jerusalem, dem Bischof von Tarent und andern Magnaten der Curie zusammentraf, 1223, kamen einige Pilger aus den jenseits der Berge gelegenen Gegenden (ex ultramontanis partibus) und erzählten dem Abt und den Brüdern dieses Ortes, dass sie in Armenien einen gewissen Juden gesehen hätten, welcher bei dem Leiden des Herrn zugegen war und ihn, als er zu seiner Marter ging, in höhnischer Weise mit den Worten angetrieben habe: „Gehe, du Verführer, um das zu empfangen, was du verdient hast.“ Ihm soll der Herr geantwortet haben:

1) Auch Caspari vertritt die Ansicht, dass der Stoff orientalisch ist. Die dem armenischen Erzbischof in den Mund gelegte Angabe über die Entstehung des apostolischen Symbols sei für die Annahme einer occidentalischen Quelle der ganzen Erzählung von nebensächlicher Bedeutung, da sie nicht zum Kern der Sage gehöre. Über das Symbol kann freilich der Erzbischof nicht gesprochen haben, da der Orient dasselbe nicht kennt, wie noch 1439 auf dem Konzil zu Florenz Marcus Eugenius von Ephesus, als die Rede darauf kam, dem Kardinal Julianus Caesarini erklärte, die Orientalen besäßen weder, noch kennten sie ein apostolisches Symbolum. J. C. P. Caspari, *Nogle Bemaerkninger angaaende Sagnet om den evige Jøde* (Christiania 1863) S. 14—16.

2) Lessings Werke von Lachmann-Maltzahn 11, 2, 378.

3) *Ignoti Monachi Cisterciensis S. Mariae de Ferrara Chronica et Ryccardi de Sancto Germano Chronica priora*. Primum edidit Augustus Gaudenzi. Napoli 1888, fol. 38 (Società Napoletana di storia patria. Monumenti storici. Serie prima. Cronache): MCCXXIII. Die Sabbati III^o Jd. Februarii. Fredericus imperator II^{us} dum iret ad colloquendum cum domino Honorio papa III^o veniens a civitate Tenni in monasterium de Ferrara propter domorum ineptitudinem, commedit in capitulo ejusdem monasterii cum Johanne rege ierosolimitano et cum episcopo tarantino et ceteris magnatibus curie. Eodem anno quidam transeuntes per Ferrariam ex ultramontanis partibus retulerunt abbati et fratribus ejusdem loci, quod viderant in Armenia quendam Judeum, qui fuerat in paxione Christi et iniuriöse pepulerat eum euntem ad paxionem dicens ei: 'Vade seductor ad recipiendum quod mereris'. Cui fertur respondisse dominum 'Ego vado et tu expectabis me donec revertar'. Qui iudeus, sicut dicitur, per omnia centenaria annorum de sene iuvenescit in etatem XXX annorum nec potest mori quousque dominus veniat. Die Chronik entstammt einer Handschrift der Kommunalbibl. von Bologna [15. Jh.] und umfasst die Jahre 781—1228.

„Ich gehe, und du wirst mich erwarten, bis ich wieder komme.“ Dieser Jude soll alle 100 Jahre sich zum Alter von 30 Jahren verjüngen und kann nicht sterben, bis der Herr kommt'. Es ist nicht anzunehmen, dass der Bericht des Roger von Wendover bei Matheus Parisiensis, welcher dem Jahre 1228 angehört, den oben angeführten nur erweitert habe; dagegen sprechen die mancherlei Details in demselben. Vielmehr haben wohl beide Berichterstatter aus einer gemeinschaftlichen mündlichen Tradition geschöpft, und der unbekannte Berichterstatter von 1223 hat nur das ihm bedeutsam Erscheinende überliefert¹⁾.

Die Verurteilung des Cartaphilus durch Christus ist sicherlich den Worten des Heilandes über Johannes entnommen, die an Petrus gerichtet waren, als dieser sprach: 'Herr, was soll aber dieser?' 'So ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an', worauf der Evangelist hinzufügt: Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: 'Dieser Jünger stirbt nicht'. (Ev. Joh. 21, 20f.) Wie die nächsten Jahrhunderte diese Bemerkung des Herrn, trotzdem sie nach der Auffassung des Apostels nur hypothetisch zu fassen war, gedeutet haben, ist in meiner Schrift über die Sage vom ewigen Juden 1884 S. 2—4 ausgeführt. Dass der Name Cartaphilus an den Lieblingsjünger erinnern soll, aus *karta* (*καρτα* 'sehr') und *philos* (*φίλος* 'lieb') entstanden, hat zuerst Gaston Paris ausgesprochen und ist auch mir nicht zweifelhaft. Man hat freilich darauf hingewiesen²⁾, dass *καρτα* im späteren Griechisch nicht nachweisbar sei; auch ich kenne keinen jüngeren Beleg, als einen solchen aus dem 6. Jahrhundert³⁾. Herr Professor Hatzidakis in Athen, an den ich mich deshalb im Juni 1911 wandte, vermochte zwar ebenfalls nichts darauf Bezügliches beizubringen, schrieb mir aber folgendes: „Von keinem griechischen Worte, sei es auch das allerälteste, darf man sagen, dass es nicht von einem mittelalterlichen Schriftsteller gebraucht werden konnte. Alle diese studierten die alten Klassiker und entnahmen ihnen ohne Skrupel jedes Wort und jede Form, und gerade die weniger Gebildeten.“

Während der Name Cartaphilus für den Unglücklichen in den folgenden Jahrhunderten aus der Überlieferung verschwindet und dafür Buttadeus oder Malchus eintritt, ist der Bericht über ihn doch die Vorlage für das deutsche Volksbuch von 1602 geworden. Zwar finden sich einige Besonderheiten darin, die auch die Meinung veranlasst haben, dass wir hier eine neue, von der alten unabhängige Erzählung haben⁴⁾; doch

1) Dem injurioſe pepulerat eum von 1223 entspricht der genauere Ausdruck von 1228: pepulit eum cum pugno contemtibiliter post tergum.

2) S. Singer, AfdA. 20, 196.

3) Johannes Lydus, de magistratibus III 14. 25; de ostentis 48. Der Verfasser starb wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Justinus II. (565—578).

4) Die Ansicht ist besonders von Koenig in seiner Schrift 'Ahasver' (o. S. 34 Anm. 2) vertreten; das hängt mit seiner meiner Meinung nach irrthümlichen Auffassung von der Entstehung der Sage zusammen.

sind die dafür geltend gemachten Gründe nicht beweiskräftig¹⁾. Den in dem deutschen Bericht vorkommenden Namen Ahasverus für den mit dem Fluche Beladenen und damit auch die Entstehung des Buches selbst glaubt Professor Koenig in Bonn am besten durch die Annahme erklären zu können, dass die am jüdischen Purimfest, 'kurz vor dem christlichen Karfreitag', stattfindenden dramatischen Vorführungen, die Ahasverus-Spiele, welche ihren Stoff dem biblischen Buche Esther entnahmen, den Autor des Volksbuches veranlasst haben, im Gegensatz zu der darin 'durch Wort und Mimik vom religiösen Standpunkt der Nichtjuden geübten Persiflage', einen Ahasverus vorzuführen, der seine frühere spöttische Reaktion gegen den Leidensträger Jesus hinterher tief bereute²⁾. Diese Vermutung und damit der Versuch, unsere Geschichte als einen Mythos hinzustellen, ist wenig wahrscheinlich. Schon die Einführung eines Bewohners von Schleswig, des Paul von Eitzen, als Berichterstatter lässt darauf schliessen, dass der anonyme Erzähler ein Landsmann von dem damals schon verstorbenen Bischof war, wie denn auch das von jenem Gemeldete aus Schleswig datiert ist. Dafür spricht besonders auch die Notiz gegen Ende der Schrift, dass der Sekretär Christoph Ehringer und M. Jacobus (in dem Bericht des Dudulaeus heissen sie Christoph Krause und Magister Jacobus aus Holstein) im Jahre 1575 als Gesandte des Herzogs Adolf von Holstein nach Spanien (bei Dudulaeus auch nach den Niederlanden) gegangen seien, um die Geldforderung einzuziehen, welche für die dem Herzog Alba bei seinem Zuge gegen die Niederlande durch den Herzog von Holstein geleistete Heeresfolge bisher unbezahlt geblieben war. Bei dieser Gelegenheit sollten die Gesandten den Juden in Madrid gesehen haben. Diese in erster Reihe einen Schleswig-Holsteiner interessierenden Angaben beruhen auf der bekannten Tatsache, dass der Herzog Adolf zum grossen Missvergnügen seiner Untertanen mit 2000 Reitern dem Herzog Alba im Kampfe gegen die Niederlande zu Hilfe kam und die dafür erforderlichen Summen selbst auslegen musste, trotzdem ihm in einem zu Brüssel 1556 ausgestellten königlichen Schreiben für diesen Zweck 6000 Gulden in gangbarer bretonischer Münze jährlich zugesichert waren. Alba hatte 1572 einen Schuldschein ausgestellt, worin er bekannte, die Summe von 10 020 Reichstalern 'nachständig' geblieben zu sein; sie sollten im Februar nächsten Jahres bezahlt werden, was aber nicht geschah³⁾. Auf meine an das Reichsarchiv zu Kopenhagen bezüglich der

1) Ablehnend hat sich dazu verhalten auch A. Borgeld (Amsterdam) in seiner Besprechung der vorher erwähnten Schrift Koenigs Museum (Leiden) 1908, Nr. 5 p. 190: al bestaan er zeer zeker verschillen tusschen Cartaphilus en Ahasverus, toch schijnt aan den anderen kant de overeenkomst mij zoo groot toe, dat geheele zelfstandigheid van het verhaal van 1602 mij onwaarschijnlijk voorkomt.

2) Koenig, Ahasver S. 19.

3) Westphalen, Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium 3, 41 (1743).

in dem deutschen Volksbuch erwähnten Gesandtschaft nach Madrid gerichtete Anfrage teilte mir Herr Archivar Thiset am 30. März 1901 mit, „dass aus zwei Schreiben der Gesandten Jacob Berglin und Christoph Erich, Brüssel, 4. November 1574, und Antorff, 30. Mai 1575 datiert, hervorgeht, dass diese Gesandten in der Zwischenzeit wirklich in Spanien gewesen, um den König selbst aufzusuchen, weil sie vom Herzog von Alba nur einen mangelhaften Bescheid erhalten konnten.“ Es ist demnach zweifellos, dass das deutsche Volksbuch von Ahasverus, worin die Namen der Gesandten allerdings ungenau wiedergegeben sind, in Schleswig-Holstein entstanden ist. Hier gab es im Jahre 1602 keine Juden, sondern erst seit 1622, als König Christian IV. von Dänemark durch Schreiben vom 25. November jenes Jahres portugiesische Juden in Amsterdam unter Zusicherung verschiedener Privilegien und ungehinderter Ausübung ihrer Religion aufforderte, sich in Glückstadt niederzulassen¹⁾. Die Abfassung der Schrift aus dem von Koenig angenommenen Grunde wäre also zwecklos gewesen, da der Autor doch zunächst als Leser seine Landsleute gedacht haben wird. Zwar wird die erste Ausgabe ausserhalb Schleswigs gedruckt sein²⁾; aber noch in dem Erscheinungsjahre hat der Verleger der Werke Eitzens, Nikolaus Wegener in Schleswig, die Schrift nachgedruckt und mit einem Zusatz versehen³⁾. Dabei ist es leicht möglich, dass der Name Ahasverus aus einem dramatischen Esther-Stoffe, wie er in christlichen Kreisen beliebt war⁴⁾, entnommen ist.

Warum Paul von Eitzen als Berichterstatter genannt ist, erscheint zweifelhaft. Der Anonymus kann zunächst aus dem Munde des Bischofs

1) D. Simonsen in: The Jewish Encyclopedia 4, 533 (New York 1903) Artikel 'Denmark'.

2) Die identischen Ausgaben 'Leyden bey Christoff Creutzer' und die erste Ausgabe 'Bautzen bey Wolfgang Suchnach' 1602. Vgl. meine Schrift von 1884, S. 66, 67 und meine 'Bibliographie der Sage' im 'Zentralblatt für Bibliothekswesen' 1893 S. 250 Nr. I u. II. Der Druckort ist nicht zu ermitteln; ob Basel, ist zweifelhaft.

3) Meine Schrift von 1884 S. 69 unter VII und in der 'Bibliographie' S. 251 Nr. VIII.

4) Rudolf Schwartz, Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. 2. Aufl. Oldenburg und Leipzig 1898 zählt von 1530—1601 zweieunddreissig Bearbeitungen des Stoffs auf, die noch vorhanden sind, oder von denen wir Kunde haben. Eine Ergänzung gibt noch Felix Rosenberg, Der Estherstoff in der germanischen und romanischen Literatur (Festschrift für Adolf Tobler zum siebenzigsten Geburtstage, Braunschweig 1905, S. 333—354). Dass in dem Verzeichnis Schleswig-Holstein nicht vertreten ist, mag auf mangelnder Quellenkenntnis beruhen, da wir für diese Gegend noch keine Theatergeschichte besitzen. Wolfgang v. Gersdorf stellt im Vorwort seiner Dissertation: Beiträge zur Geschichte des Theaters in Kiel 1639—1694. Kiel 1911, eine ausführliche Geschichte des Theaters zu Kiel in den Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 27 und 28 in Aussicht, deren erstes Heft jetzt [1911] erschienen ist. Rosenberg sagt S. 341, die Dramen, soweit sie aus evangelischen Kreisen herrühren, sollten 'als Waffe für den Protestantismus gegen die katholische Kirche dienen'. Eine polemische Tendenz, allerdings gegen die Juden gerichtet, verrät auch das deutsche Volksbuch von Ahasverus, dessen Verfasser Protestant war, wie Gaston Paris nachgewiesen hat.

die Geschichte des Cartaphilus vernommen haben, wofür der zweimalige Hinweis, dass Eitzen ihm die Geschichte von Ahasverus erzählt habe, zu sprechen scheint. Dabei sollte durch die Einführung dieser Persönlichkeit, „so nit allein bey menniglichen in ansehen vnd glaubwirdig, sondern auch durch sein in Truck gegebenen Schrifftten ein berühmter Mann ist“, der Darstellung grössere Wahrscheinlichkeit verliehen werden. Vielleicht lag aber die erste Veranlassung zur Abfassung der Geschichte für den Verfasser auch in der Betrachtung eines Bildes, das er in Eitzens Predigtsammlung gefunden hatte¹⁾. Am Eingange einer jeden Predigt findet sich ein kleiner Holzschnitt: vor der am Karfreitag gehaltenen erblickt man im Vordergrunde Christus unter dem Kreuz zusammengesunken. Vor ihm steht ein Kriegsknecht, der den linken Fuss, unter dem ein von der linken Hand festgehaltener Strick ruht, gegen des Heilands Brust stemmt und mit der rechten Hand eine Keule über dem Gefallenen schwingt; im Hintergrunde ein zweiter Kriegsknecht und drei andere Personen, von denen eine die Leiter trägt. Es wäre möglich, dass die hier dargestellte Misshandlung Christi, der eine biblische Erzählung nicht zugrunde liegt²⁾, dem Verfasser des Volksbuchs die erste Anregung gegeben hat, sich die Folgen eines solchen Verbrechens an einem Unschuldigen näher vorzustellen und deshalb die Erzählung von Cartaphilus, den er zweifellos für einen Juden gehalten, zu einer selbständigen Novelle zu gestalten und mit Eitzen in Verbindung zu bringen.

Dass der Anonymus kein ungebildeter Mann war, möchte ich auch aus einigen Reminiszenzen seiner sonstigen Lektüre schliessen. Ahasverus vermutet, dass Gott ihn „als einen lebendigen zeugen des Leyden Christi zu mehrer vberzeigung der Gottlosen vnd vngleubigen also erhalten wolle.“ Das könnte allerdings nur Erweiterung der Worte: ‘qui adhuc vivit in argumentum fidei christianae’ bei Roger von Wendover sein; aber eine grössere Übereinstimmung damit findet sich in dem Schreiben Bernhards von Clairvaux an die Bischöfe und den Klerus des östlichen Frankens 1147, worin er zum Kreuzzuge auffordert. Er warnte vor aller Gewalttätigkeit gegen die Juden; „denn sie sind uns lebendige Zeugen, die uns ohne Unterlaß das Leiden des Herrn vor Augen stellen“ (vivi quidam

1) *Euangelia der Fest vnd Sontage durchs gantze Jar*. Mit kurtzen Postillen einfeltiger Auslegung. Paulus von Eitzen Doct. der Elter. Erster theil von Aduent biß auff Paschen. [Der zweite Teil führt den Titel: *Ander theil der Postillen von Paschen biß auff den Advent*]. Gedruckt zu Schließwig durch Nicolaum Wegener. Anno 1590. [Dafür steht am Schluss 1591]. 4°. (U.-Bibl. zu Kiel: Theol. past. 64). Das Werk ist ‘der Fürstin Christina, Gebornen Landtgräffin zu Hessen, Hertzogin zu Schließwig-Holstein . . . Meiner gnedigen Fürstin und Frawen’ gewidmet.

2) Im Volksbuch von 1602 heisst es, der Jude habe vieles erzählt, ‘so sich mit Christo begeben, nachdem er gefangen vnd für Pilatum geführt, darnach für Herodem, auch biß er entlich gereutziget worden’, ‘von dem weder die Evangelisten noch Historischreiber meldung thun’.

apices nobis sunt repraesentantes jugiter dominicam passionem). Den Brief fand unser Autor bei Otto von Freisingen (*Chronicon de gestis Friderici I.*, Basel 1569, Bl. 218). Im Volksbuch heisst es ferner, Ahasverus habe Eitzen und dem Rektor zu Hamburg alles berichtet, was sich seit Christi Zeit zugetragen, 'das sie sich darüber nicht gnugsam verwundern können'. In dem Bericht des Marcus Wagner, des Korrespondenten der Magdeburger Centuriatoren, über den Wiedertäufer Nikolaus Storch steht auf Bl. 54a seiner Schrift, die Kinder sind frisch und gesund gewesen, 'daß sich jedermann nicht genugsam hat können verwundern'. Von Ahasverus wird erzählt, die meisten haben dafür gehalten, 'er habe einen fliegenden Geist bey sich'. Von Storch erklärt Chiomusus (Joh. Schnee), der ihn persönlich kannte, bei Wagner (Bl. 20b), 'man kann nicht wissen, ob er einen sonderlichen fliegenden Geist gehabt'¹⁾.

Unerklärt bleibt der Name des ersten Bearbeiters der 'Leydener' Ausgabe, Chrysostomus Dudulaeus Westphalus, dessen Schrift zwölf Blätter, seine Vorlage dagegen nur vier Blätter umfasst. Während der Name Westphalus auf die Heimat des Autors hindeuten scheint und Chrysostomus Vorname sein könnte²⁾, ist man bei Dudulaeus nur auf unsichere Vermutungen angewiesen. Eine solche wäre folgende: Im Jahre 1593 erschien zu Douai (Duacum) *Adriani Roulerii Stuarta Tragoedia sive caedes Mariae Scot. reginae in Angl. perpetrata*, 'die älteste Maria Stuart-Tragödie', deren Verfasser damals Professor an der Universität Douai war. In dem Personenverzeichnis des Dramas findet sich 'Dudelaeus comes Lecestriae³⁾.' Diese Latinisierung des Namens Dudley, des Schlosses, nach dem sich Graf Leicester, der Günstling der Königin Elisabeth, benannte, scheint ungewöhnlich zu sein. Bei Camden⁴⁾ steht nur die englische Form. Es wäre nicht unmöglich, dass Dudelaeus das Pseudonym Dudulaeus veranlasst hätte. Für die Ermittlung des Autornamens in der Bearbeitung des Volksbuchs ist freilich damit nichts gewonnen.

Nicht zu ermitteln ist auch der Grund, der zu der Bezeichnung des Ahasverus als eines Schuhmachers geführt hat. Vielleicht galt dem Verfasser des Volksbuchs oder seinen Zeitgenossen dieses Handwerk als wenig ehrenvoll. Schon bei den Griechen und Römern erscheinen nicht selten die

1) Einfeltiger Bericht: Wie durch Nikolaum Storcken die Auffruhr in Thüringen . . angefangen sey worden. Durch Marcum Wagnerum Senioreum Frimariensem. Getruckt zu Erffurd durch Zachariam Zimmerum Anno MDXCVI. 8°. (U.-Bibl. zu Breslau: H. Germ. II. Oct. 327).

2) Chrysostomus Schultze ist Verfasser eines Estherdramas 1636 und anderer Dichtungen. Er starb als Ratsschreiber zu Breslau 1664; vgl. Bolte in der Allgemeinen deutschen Biographie 32, 733.

3) Ich benutze die Neuausgabe in den Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts von Roman Woerner (Berlin 1906).

4) Britannia, nunc tertio recognita (Francofordi 1590) p. 468.

Schuhmacher als Leute niedrigsten Standes¹⁾. Aus dem 16. Jahrhundert kann eine Stelle bei Burkhard Waldis im 'Esopus' (zweiten Buches 19. Fabel) für die geringe Achtung, in der zuweilen die Schuhmacher standen, angeführt werden:

Von der Schleyen vnd dem Meerkalb [d. i. Seehund].

Die Schley in einem Wasser war
 Von andern Vischen verachtet gar;
 Sie waren all jr widersacher,
 Und nantens einen Schumacher.
 Sie dacht: 'Ich wil es nimmer leiden'.
 Sucht rath, wie sie die schmach möcht meiden,
 Und sprach: 'Ich wil mein wesen andern,
 Gar weit ins wilde Meer hin wandern,
 Denn mich daselbst kein Visch nit kent
 Vnd nit mehr einen Schuster nent.'

Das Meerkalb sagt auf die Prahlerei der Schleie:

Dich aber kaufft der arme Pobel,
 Frißt dich der Schuster vnd sein Knechte,
 Kan nicht bezalen Forn [= Forellen] oder Hechte²⁾.

Für das 17. Jahrhundert zitiert Wander (Sprichwörter-Lexikon 4, 400 Nr. 26) aus Janus Gruters Florilegium politicum 3, 79 (1612): 'Schuester, Schneider, Leineweber verlogene Leuth'. Die Stelle findet sich in der besonders paginierten Abteilung: Proverbia germanica [etc]. —

In einem vielleicht erst der neueren Zeit angehörigen Handwerkslied 'Schneiders Hochzeit' heisst es in Vers 4:

Was hat der Schneider für Hochzeitgäst?
 Schuster, Schneider, Leinweber,
 Schindersknecht und Todtengräber³⁾.

Die älteste poetische Bearbeitung des in dem deutschen Volksbuch niedergelegten Stoffes in deutscher Sprache haben wir, abgesehen von den auf der Rückseite des Titelblattes oder auch auf diesem selbst stehenden Versen bei Dudulaeus, von dem auch sonst als Dichter bekannten Schwenk-

1) Blümner, Griechische Privataltertümer (1882) S. 396, Anm. 4 bringt Beispiele für die Bezeichnungen von 'Schuster' als verächtliche Personen aus Aristophanes, Plato und andern bei. — Für Rom gibt es Belege bei Martial, Juvenal (3, 293—294: 'Was aß für ein Schuster Schnittlauch heute mit dir', übersetzt von v. Siebold).

2) Ausgabe von Heinrich Kurz 1862 1, 182 (nach der dritten Ausgabe 1557; die erste erschien 1548). Die Quelle für obiges Gedicht ist die 38. Fabel des Avianus: De pisce et focis. Hierin ist von einem Schuster keine Rede. [Grimm, DWb. 9, 1861. 2080.]

3) O. Schade, Deutsche Handwerkslieder 1865 (auf dem Umschlag 1864) S. 263. In der Anmerkung auf S. 264 heisst es: „Mündlich von einem Schuhmachergesellen (?) zu Tiefurt bei Weimar, der das Lied zu Zeilenroda bei Weida im Neustädter Kreise gelernt, wo man es auf der Herberge zum Spotte der Schneider sang, bis diese wirklich das Haus räumten.“ Aus Schleswig-Holstein vermag ich keinen Beleg beizubringen.

feldianer Daniel Sudermann¹⁾, dem ersten Herausgeber des Tauler fälschlich zugeschriebenen Buches von der 'Nachfolge des armen Lebens Christi' (richtiger 'Buch von der geistlichen Armut'), Frankfurt 1621. In 121 nicht gezählten Knittelversen hat er, ohne Ritzen zu erwähnen, in engem Anschluss an Dudulaeus die Geschichte erzählt:

Vom Jude, welcher von der Zeit | ahn, da Christus gecreütziget worden, noch herümbher | zeücht, vnd (wie man sagt, ist auch im trück offte außgange), | newlich zu Hamburg, Danzig, auch in Hispanien gesehen | worden. weiß aber gleichwol nit ob es wahr seye.

Am Rande steht der Titel der Vorlage: „Wunderbarlicher bericht von einem Juden auß Jerusalem Burtig, Ahasverus genandt, welcher furgibt, als sey er bey der Creützigung vnsers Herren vnd Heylands Jesu Christi persönlich gewesen, vnd wie er bißhero von Gott dem Allmechtigen bey dem leben erhalten worden. Vnd was für stätt vnd Königreich er die Zeit hero gesehen vnd durchgereiset habe.“

Das Gedicht selbst lautet nun folgendermassen²⁾:

Vnser Herr sprach zun Jüngern sein,	Für deine sünd, du würdest mehr	
Ich sag euch furwahr, In gmein,	Mißbrauchen nicht seins Namens Ehr.	
Das etlich hie sten, die nicht werden	Die Ihn gesehn, mit Ihm geredt,	
Schmecken den Thod vff diese Erden,	Zu Hamburg, Dantzig, andre Stett,	
5 Biß das sie sehnd deß menschen Sohn	Vnd ihn gefragt, wo er kähm her,	35
In seinem Reich jetzt kommen schon:	Er antwort gab demütig sehr,	
Welches geschen dan heut zu Iharn,	Er wehr ein Jud, warlich zu dem	
Ein man sich hat must offenbarn,	Ein Burger von Jerusalem,	
Zeücht noch herumb in alle welt,	Ahasuerus mit Namen hieß,	
10 Ohn bleibend ort, hauß, gut vnd gelt.	Sein Vatter ihn so nennen ließ,	40
Nimpt kein geschenck, den wz ihm nott.	Hett Christum selbst helfen mit fangn,	
Das vbrig er gibt hin durch Gott,	Vnd fur die hohe Priester gangen,	
Isset vnd trinckt ser messiglich,	Zu Pilato Ihn auch gefürt,	
Auch vngefragt, redt nichts fur sich,	Vnd gerufft, das Er crentziget würdt,	
15 Sunst von Person ein langer Mann,	Gebetten auch fur Barrabam,	45
Alt Fünfftzig Jahr zu sehen ahn.	Den Mörder, biß das er loß kham,	
Mit langem Haar vnd bart, hat doch	Vnd der Sententz ob Christo gieng,	
Nur ein Kleid schlecht, geht barfuß	Das man am Creutz Ihn balde hieng,	
noch.	Doch vnwissend Ihm gewessen seind,	
Daher ihm auch von lange fahrt	Vnd recht daran zu thun vermeint	50
20 Die Füß vnd soln sind dick vnd hart.	Durch anreizung der Juden Haß,	
Redt alle sprach: Nicht leiden mag,	Die Ihn verfolgt ohn vnderlaß,	
Daß man ettwo fluch oder sag	Ihn gaben schuld vil böser sachn,	
Wider die Ehr Christi deß Herrn.	Er wolte sich zu Gotts Sohn machn,	
Erzittert drob, hörts mit bschwehrr.	Wer ein ketzer vnd ein vffrürer.	55
25 Schlegt an die brust, seuffzet vnd klagt,	Deß gantzen volcks auch ein verführer.	
Zu denen die da fluchen, sagt:	Da er nun sach, das Christus wardt	
Du Ellend Mensch, Gotts Creatur,	Zum todt geführt, auch bunden hart,	
Hettest einmal gesehen nur,	Eylet er heim zu weib vnd kind,	
Wie sauer dem Herre Jesu Christ	Zeigt ahn, das Christus kehm geschwind,	60
30 Sein marter, tod gewesen ist,	Hub sein kind auff, welches auch wolt	

1) Goedeke, Grundriss² 3, 30f.: 'Er hielt sich in seiner Jugend (1576—1588) bei Fürsten und Herrn zu Cöln und Strassburg auf'.

2) Daniel Sudermann, Sentenzen und Sprüche in Reimen (dieser Titel von neuerer Hand steht auf dem Rücken des Bandes). Königl. Bibliothek zu Berlin, Ms. germ. fol. 86, Bl. 422a—423. Der obige Text nach einer für mich gefertigten Photographie.

Christum besehn, der kommen solt:	Von anfang her, wie Christus leid	75
Vnd als Er stund bey seinem Hauß,	Dē tod am Creütz, biß Er verscheid,	
Vnd Christus kham, trugs Creutz hinauß,	Seins Handwercks ein Schumacher waß,	
65 Der vor seinr thür wolt bleiben stehn,	Ließ weib, kind, hauß, macht sich auff	
Zu Christo sprach: Er solt fort gehn,	d'straß,	
Vnd seinem Hauß kein schand erzeign:	In aller welt, nach Christi sag,	
Da hat Christus nit wöllen schweign,	Villeicht, biß noch am Jüngsten tag,	80
Vnd gsagt: Ich wil hie stehn ein weill	Zu einem zeug der bösen welt,	
70 Ruwen, du solt aber mit eill	Die auff Gottes Soln auch gar nichts helt,	
Gehn fort als lang, biß ich wider kumb:	Doch bett er Ihn gnad zu erwerben,	
Auff dise wort wand er sich vmb	Wenns geschen künd, dz er möcht sterbn	
Der Jud zum Hauß, legt dz kind nieder,	Gar seliglich, nachm glauben sein,	85
Lieff baldt hinauß vnd besach wieder,	Vnd hoffnung vest zu ihm allein.	

Dann folgen 24 durch den Text des Volksbuchs nicht veranlasste theologische Betrachtungen über das Erlösungswerk Christi. Die Schlussverse lauten:

O Mensch bedenck difs wunderwerck	Auch todt vnd Hell, vor tausent Jar
Vber d' Natur: dein Glauben sterck,	Sechshundert mehr: so ists offnbar,
Weil diser Jud, jetzt obgenand,	Das Er nun auch kompt zū Gericht,
Ein Zeug sein muß durch alles land,	Drumb vergiß deiner selber nicht,
Das Gotts Sohn vns hat erlöst	Wie d' Erst Zukunfft, d' ander geschicht.
Von Sathan, vnser' feind der größt,	

Hierauf folgende Bemerkung in Prosa:

„Was nun der christliche leser vō disē Mann halten will, stehet im frey, gleichwol ist Gott wunderbarlich in seinē werken.“ Am Anfange des Textes stehn auf der linken Seite die Stellen Matth. 16. Marc. 8. Luc. 9. Dabei wird auf dem Rande rechts auf sie hingewiesen mit den Worten: „verstehs geistlich im glaubē, dz ist, sie werden die Herrlichkeit meines Reichs erleben . . . Summa, die gleübigen werden den tod nit schmeckē. Joh. 8, 11. 12.“

Im folgenden möchte ich noch zur Ergänzung des in meiner früheren Abhandlung Mitgeteilten einige Angaben, soweit sie mir bekannt geworden sind, darüber machen, wie sich die Gestalt des Ahasverus im Volksglauben der verschiedenen Länder, sowie in beiläufigen literarischen Erwähnungen und sprichwörtlichen Redensarten widerspiegelt. Innerhalb der Grenzen des ehemaligen Herzogtums Berg wird die über den Juden verhängte Strafe aus sonst nicht bekannten Motiven hergeleitet. Er soll entweder am Karfreitag mit einem Bündel auf dem Rücken Christus begegnet sein und auf dessen Frage, wohin er ginge, die Antwort erteilt haben, er befinde sich auf der Wanderschaft, worauf Christus ihn zur ewigen Ruhelosigkeit verurteilte, bis er zwei aufgerichtete Eggen treffe (aus Deilbach); oder er handelte am Weihnachtsfeste und erwiderte auf die Bemerkung der Leute, dass dieses unziemlich sei: 'Meine Waren will ich los sein, und wenn ich ewig handeln soll', weshalb er ewig handeln muss; doch kann man ihn nur am Weihnachtsfeste 'mit seinem Pack unterm Arm

umhergehen sehn.' (Aus Elberfeld)¹⁾. Ebenfalls im Bergischen war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Glaube verbreitet, dass auf dem Jaberge bei Hilden der ewige Jude sitze. Der Berichterstatter, den man darauf aufmerksam machte, konnte nichts als einen knorrigen Strauch erblicken. In Nosbach wurde der Jude mit dem wilden Jäger identifiziert; man hörte deutlich in seiner Begleitung Hundegekläff²⁾. An verschiedenen Orten des Allgäus, welcher Teile von Bayern, Württemberg und Österreich umfasst, ist der Jude wiederholt erschienen. Wenn er zu Unterjoch als Lagerstätte die 'Gutsche' erhielt, oder zu Oberdorf bei Hindelang beim Küfer die Nacht zubrachte, oder zu Hinterstein sich vorübergehend in einem Hause aufhielt, das entweder nur aus Holz bestand oder mit Mörtel angeworfen war, oder zu Buchenberg nach der Predigt im Wirtshause sich des Abends zur Ruhe legen wollte, oder zu Faulenbach beim Mohrenwirt kurze Zeit verweilte, so bemerkten die Bewohner, dass er, wie er es auch anderswo tat³⁾, einen Tisch in die Mitte rückte und ruhelos um denselben herumging. Er trug entweder ein einfaches Röcklein, 'graue zwillwisse Hosen', oder eine dunkle Kutte, fast wie ein Mönch, und eine alte schmutzige Tasche. Schuhe und Strümpfe, die man ihm anbot, verschmähte er und erklärte zu Buchenberg den Leuten, wenn er alle diese Bekleidungsstücke hätte, „die man ihm habe schenken wollen, so würden vier Ross sie nicht von der Stelle zu ziehen vermögen.“ Eine Predigt anzuhören, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, versäumte er nicht, so zu Oberstdorf, wo er bezüglich der Tracht und seines Auftretens vollständig dem aus dem Volksbuche bekannten Ahasverus glich, wonach ihn der Berichterstatter auch wohl gezeichnet hatte. In der Franziskanerkirche zu Füssen rief er auf die Klage des Predigers, dass der lebendige Glaube überall schwinde und wie klein er schon geworden sei: „Ja, so klein ist er geworden, dass ich ihn unter mein Hütlein sperren könnte.“ Als er den Ort verliess, machte er im Weitergehen beim 'Lufalten' einen gewaltigen Sprung über den Lech und verschwand jenseits der Felsenenge, so dass man nichts mehr von ihm sah⁴⁾.

Zu Münnichkirchen in Niederösterreich befindet sich hinter dem Hause

1) Otto Schell, Bergische Sagen (Elberfeld 1897) S. 46 Nr. 66; S. 199 Nr. 141. — Den Glauben von den auf dem Felde aufgerichteten Eggen, die dem Juden als Ruhestätte dienen können, kennt man auch an andern Orten, wie ich in meiner Schrift von 1884 S. 28 und in den 'Neuen Mitteilungen' 1893 S. 12 gezeigt habe. Diesen Glauben wollte Michael (in den Neuphilologischen Blättern 1, 142) erklären durch Übertragung des Odin auf Ahasverus; jener als der germanische Erntegott sollte 'auf seinen Segensfahrten durchs Land darauf rasten'. Die Richtigkeit dieser Annahme lasse ich dahingestellt sein.

2) Otto Schell, Neue Bergische Sagen (Elberfeld 1905) S. 33 Nr. 2. S. 80 Nr. 3.

3) Zu Flattach in Kärnten, zu Brennbichel bei Imst in Tirol. Vgl. meine 'Neuen Mitteilungen' 1893 S. 13. 14.

4) K. Aug. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus 1, 362—365 Nr. 457, 1—6. Nr. 458 (Kempten 1895).

des Schuhmachers Grünauer „ein breiter und tiefer Graben, der zum grossen Teile mit altem Schuhwerk angefüllt ist. Auf eine Anfrage, warum er die Schuhe in den Graben werfe, antwortete der Schustermeister, dass nicht er, sondern die Bauern dies tun, welche dieselben für den ewigen Juden, der neun Jahrhunderte (nach anderen Mitteilungen neun Jahrtausende) über Disteln und Dornen wandeln müsse, hineinwerfen, damit er für diesen mühevollen Weg mit der nötigen Beschuhung versorgt sei¹⁾.“

Die Schuhe des ewigen Juden, die einst auf der Bibliothek zu Bern aufbewahrt gewesen sein sollen, sind nicht mehr vorhanden, vielleicht bei den Aufräumarbeiten innerhalb der Jahre 1773—1775 verschwunden²⁾. Dagegen werden solche noch in Ulm gezeigt, die ich selbst vor einigen Jahren gesehen habe³⁾.

Von beiläufigen Erwähnungen des ewigen Juden in sprichwörtlicher Form bei Schriftstellern aus Deutschland möchte ich folgendes hervorheben. Der Elbinger Ratsherr Gottfried Zamehl hat in seinen *Studiosus apodemicus* eine Anweisung für Studierende gegeben, wie sie am zweckmässigsten ihre Reisen einrichten können. Hierin sagt er an einer Stelle: *‘Denique modus servandus est in peregrinationibus neque semper cum Judeo illo erroneo divagandum⁴⁾.’* Friedrich der Grosse schreibt an Marquis d’Argens, Breslau, 22. Dezember 1758: *‘Je suis fort las de cette vie; le Juif errant l’a été moins que moi⁵⁾.’* Goethe, der sich seit 1774 mit der Sage beschäftigte, notiert in seinem Tagebuch vom 23. Oktober 1777: *‘Den ganzen Tag gerannt wie der ewige Jude⁶⁾.’*

1) Zeitschrift für Österreichische Volkskunde 10, 113 (mitgeteilt von Alfred Wolfram in Wien).

2) H. Dübi, *‘Curiosa von Bern und der Stadtbibliothek in Bern’*: Blätter für Bernische Geschichte und Altertumskunde 2, 305 und oben 17, 157.

3) Katalog des Gewerbemuseums (Kunst- und Altertummuseum) der Stadt Ulm. (Von G. Leube). Ulm 1904 S. 26 Nr. 188 (in Saal III): *„Ahasverus Schuhe, die Schuhe eines mittelalterlichen Büssers von ungeheuerlicher Form und Gewicht.“* Abbildung eines davon nach zwei verschiedenen Ansichten in der *‘Illustrierten Zeitung’* 27, Nr. 683. Leipzig, 2. August 1856. Nach einer Mitteilung des früheren Archivars von Ulm, des Herrn Prof. G. Müller an mich (vom 9. Januar 1905) schenkte dieselben im Jahre 1856 der verstorbene Konditor Finckh dem Altertumsverein. Er hatte sie von der ehemaligen Lammwirtin Bässwenger; sie sind aus Lederflecken, Riemen und Nägeln zusammengefügt und wiegen 8 und 10 württembergische Pfund, also ungefähr 8 kg. Vor vielen Jahren sollen diese Schuhe von einem fremden Wanderer, einem Büssenden, der in der Oberen Bleiche ein Nachtquartier gefunden hatte, dort zurückgelassen worden sein. Wie es in der Leipziger Illustrierten Zeitung a. a. O. in dem begleitenden Texte heisst, wurden dieselben von der ursprünglichen Besitzerin ängstlich gehütet und niemandem gezeigt.

4) *Studiosus apodemicus sive de peregrinationibus studiosorum. Editio altera.* Lugd. Bat. 1651. S. 74. Über den Verfasser und dieses Buch habe ich Näheres mitgeteilt in der Abhandlung: *‘Zur Geschichte des Elbschwanenordens’* (Altpreussische Monatsschrift 47 (1910), 131—135).

5) *Oeuvres de Frédéric le Grand* 19, 54 (Berlin 1852).

6) *Goethes Tagebücher* 1, 51 (Weimar 1887).

In Dänemark ist die Sage auch recht verbreitet. Ein Volkslied, dessen Abfassung spätestens dem 18. Jahrhundert angehört, ist heute noch verbreitet und wird auswendig gelernt. Einen Abdruck davon erhielt 1880 Kr. Nyrop, der ihn folgendermassen beschreibt¹⁾: „In der Mitte befindet sich ein Bild des Juden, der das Christus ähnliche Haupt gebeugt hat und gegen Sturm und Unwetter anzukämpfen scheint. Sein Mantel flattert wild umher; die Beine sind nackt. Um das Bild herum zieht sich der Text mit folgender Überschrift: 'Ein wahrheitsgetreuer Bericht über den Schuhmacher von Jerusalem, Ahasverus genannt, der jetzt über 1800 Jahre von einem Ort zum andern gewandert ist, in Schweden gesehen sein soll und nächstens in unsern Ländern erwartet wird.' Das Lied berichtet nach dem aus dem Deutschen übersetzten Volksbuch, dessen erste Ausgabe 1621 erschien, die Veranlassung zu der Verurteilung, führt die Länder und Städte an, wohin der Wanderer gekommen sein soll und sagt zum Schluss: „Meine Kleider sind über 1800 Jahre alt, Geld mag ich nicht bei mir tragen, Gottes Vorsehung sorgt für mich; ich bin zufrieden in Gott. Er will meine Sünden tilgen und mich nach diesen Jammertagen zu sich in den Himmel nehmen.“ — Aus Jütland wird berichtet, dass einst ein langbärtiger alter Mann mit einem Stab in der Hand und einem Beutel auf dem Rücken über Tranholm nach Hallesø wanderte. Als er an das Wasser kam, stand er nicht still, sondern stieg hinein, so dass die See ihn ganz bedeckte, kam aber sofort wieder bei dem Hofe trocken heraus. Daraus erkannte man, dass es der Schuhmacher von Jerusalem gewesen war²⁾. Wahrscheinlich hat mit unserer Sage eine bei Jens Lauritsøn Wolf befindliche Erzählung nichts zu tun, nach der eine 'Antichrist' genannte Persönlichkeit auf einem kleinen Pferd durch das Land zog und von der ihr verliehenen Gabe der Weissagung mehrfach Gebrauch machte, so dem Stadtrichter zu Aalborg gegenüber, der den Mann geisseln liess. Ihm wurde verkündigt, dass auch sein Blut vergossen werden würde, was auch geschah, als er von der Bürgerschaft bei einem Streite erschlagen wurde. In ähnlicher Weise wurde andern der gewaltsame Tod vorausgesagt³⁾.

Handschriften einer isländischen Übersetzung des dänischen Volksbuchs aus dem 17. Jahrhundert finden sich auf der Universitäts-Bibliothek zu Kopenhagen⁴⁾, einer solchen aus dem 18. Jahrhundert im Britischen

1) Fortids Sagn og Sange af Kr. Nyrop. Bind II: Den evige Jøde. København 1907, p. 58. Die Übersetzungen aus dem Dänischen und Schwedischen verdanke ich Herrn Prof. Dr. Zehle in Elbing.

2) J. M. Thiele, Danmarks Folkesagn 2, 313 (Kopenhagen 1843) 'Jerusalem Skomager in Jylland'.

3) Encomium Regni Daniae. Det er: Danmarckes Riges Lof . . . Af Jens Lauritsøn Wolf. Kopenhagen 1654 p. 78. (Kurz vorher ist die Rede vom Jahre 1643) [U.-Bibl. zu Göttingen: Hist. Dan. 3a].

4) Katalog over den Arnemagnæanske Håndskriftsamling II (Kopenhagen 1894)

Museum zu London¹⁾. — In Schweden wurde das deutsche Volksbuch schon 1643 übersetzt²⁾. Der Schluss desselben lautet bei einer Ausgabe folgendermassen in deutscher Übersetzung: „Welches auch die Ursache ist, die mich dazu bewegt, einen früheren Bericht, den ich vor so vielen Jahren von Herrn Dr. von Eizen vernommen, dem geneigten Leser mitzuteilen, auf dass er mittels des Vergleichs urteilen kann, ob der vor Zeiten hier weilende Jude für denselben zu halten ist, von dem ich in Schleswig erzählen hörte, oder nicht: darüber kann ich nicht urteilen, weil ich ihn weder gesehen noch mit ihm gesprochen habe. Sollte ich ihm begegnen und selbst mit ihm sprechen, so werde ich nicht unterlassen, dem geneigten Leser einen wahrheitsgetreuen Bericht mitzuteilen. Reval, den 11. April 1604. Chrysostomus Dutulaeus Westphalus³⁾.“ In einer 1818 zu Jönköping erschienenen Ausgabe findet sich am Ende (S. 13—16) ein ‘Bericht über die Offenbarung des Schuhmachers zu Jerusalem zu Wernamo, einem Marktflecken in Småland’. Hier wird erzählt, auf welche Weise am 12. Juni 1759 sich ein unbekannter Mann von grossem und starkem Wuchse, mit langem Bart und von uraltem Aussehen eingefunden hatte, der auf dem Rücken eine Schuhkiste trug, wie sie die Schuhmacher brauchen. Er war bekleidet mit einem langen Rock von geflochtenem Rosshaar, mit Hosen und Weste von Kamelfell; seine Kopfbedeckung glich einer Wintermütze, sein Gurt war von Tigerhaut. Er sah sehr betrübt aus, und als man ihn fragte, wer er wäre, antwortete er, man könne deutlich sehen, dass er der unglückliche Jerusalemer Schuhmacher wäre; nach vielen dem Volke erteilten Ermahnungen, sich zu bessern, war er am folgenden Tage wieder verschwunden⁴⁾.

Ein in England entstandenes Bild des ewigen Juden soll durch folgendes Ereignis veranlasst sein. Bartholomaeus Anhorn (1616—1700), Prediger zu Elsau im Gebiete von Zürich, hatte unter andern Schriften ein umfangreiches ‘Theatrum concionum sacrarum topicum’ herausgegeben. Er begab sich nach England, um einen Band dieses Werkes, wahrscheinlich den letzten, dem König Wilhelm zu überreichen. „Das lebhaftere Aussehen dieses fast 80jährigen Greises, welcher durch sein graues Haar und seinen schneeweissen langen Bart recht ehrwürdig war, hat die Engländer auf den tollen Einfall gebracht, diesen alten Schweizer in Kupfer zu

p. 404 Nr. 2331; p. 449 Nr. 2420. Die letztere Handschrift nach einem in Helsingör 167* erschienenen Drucke. Dass die genannten Nummern isländische Texte verzeichnen, teilte mir Herr Bibliothekar Dr. Kaalund in Kopenhagen mit (25. Oktober 1911).

1) Ward, Catalogue of romances in the department of Ms. in the British Museum I (1883), 867. Addit. mscr. 11241, 140: ‘Ahasuerus isl.’ Mitteilung des Herrn Prof. Bolte (2. Mai 1897).

2) Meine Schrift von 1884 S. 44 und Anmerkung 98, S. 125.

3) Bäckström, Svenska Folkböcker 2, 216.

4) Bäckström 2: Öfversigt p. 107.

stechen und sein Bildnuss unter dem Titul des ewigen Juden der Welt vorzulegen¹⁾.“

Sehr verbreitet ist die Legende von Juif-Errant in Frankreich. Die Anwohner der Furka erzählen, dass der Übeltäter, als er aus Jerusalem vertrieben wurde und sich eine Marschroute wählen musste, gewöhnlich von Italien nach Frankreich kam. Beim ersten Male fand er den Gipfel der Alpen von Getreidefeldern eingenommen. Als Gott bemerkte, welchen Weg er eingeschlagen hatte, verwandelte er die fruchtbaren Gefilde in einen Tannenwald. Trotzdem ging der Jude immer dieselbe Strasse, die ihm gefiel. Dann sah er aber die Tannen mit Eis überzogen. „Schnee und Eis werden schmelzen,“ meinte der Wanderer, „das nächste Jahr werde ich wieder kommen.“ Gott hörte diese Rede und erklärte, dass bis zum jüngsten Gericht der Schnee dort bleiben würde. Seitdem ist der Jude nicht mehr von Italien nach Frankreich gekommen. Ähnliche Erfahrungen machte er auch in der Umgebung des Waldes von Haute-Sève (Ille-et-Vilaine). Hier sagte er den Bewohnern, dass da, wo jetzt hundertjährige Eichen stehen, einst von ihm Getreidefelder gesehen worden seien²⁾. Von einem Zusammentreffen desselben mit einem Bauern in der merkwürdigen Stadt Is oder Keris (= ville basse) weiss man in der Bretagne zu erzählen. Diese einst an der dortigen Küste gesuchte Stadt soll wegen der Gottlosigkeit ihrer Bewohner vom Meere verschlungen sein; ihre Türme will man noch auf dem Boden des Meeres erblicken können. Diese zuerst bei Le Baudt († 1505) in seiner *Histoire de Bretagne* — 1638 veröffentlicht — sich findende Überlieferung ist im 18. Jahrhundert ausgeschmückt worden. Nach ihr taucht die Stadt zuweilen in alter Pracht aus dem Meere auf; doch darf man entweder kein Wort sprechen, um sie festzuhalten, oder nach einer andern Version soll man etwas reden. Für den ersteren Fall liefert die schon erwähnte Erzählung vom Juif-Errant ein Beispiel. Er traf auf dem Wege von Koz-Guédot einen Bauern, der sich zum Jahrmarkt begab. Nach einer mit ihm angeknüpften Unterhaltung kam man zu einem grossen Markt, woselbst der Landmann wunderbare Dinge schaute. Als der Schlag der Uhr sich hören liess, war Boudedeo, wie er in der Bretagne genannt wird, plötzlich verschwunden. Sein Begleiter sah sich inzwischen, stumm vor Erstaunen, die Waren an und dachte nicht daran, einem der Bewohner eine Frage vorzulegen. Sieben Jahre später kam der Jude wieder hier an und sagte zum Bauern: „Weisst du auch, dass bereits sieben Jahre verflossen sind,

1) Joh. Caspar Ulrich, *Sammlung Jüdischer Geschichten*. Basel 1768. S. 155—156. Der letzte Band des genannten Werkes erschien 1691. Der Verfasser war seit 1678 Pfarrer in Elsau. Hans Jacob Leu, *Allgemeines Helvetisches . . . Lexikon*. I. Teil. Zürich 1747: „immittelst in seinem höchsten Alter [hat er] auch noch eine Reise in Engell-, Holl- und Deutschland gethan“.

2) Paul Sébillot, *Le Folk-Lore de France* 1, 217f. 253 (1904).

seitdem ich dich hier zurückgelassen habe?“ „Dann wird man um mich in meiner Familie sehr besorgt sein,“ meinte der Bauer. Kaum hatte er dies gesprochen, als der Zauber verschwand und man sich wieder auf dem Wege von Koz-Guédot befand¹⁾. Von einem Besuche Avignons durch den Juden berichtet ein Bild von Pierre Leloup (1769—1844): „Le vrai portrait du Juif errant tel qu'on l'a vu passer en Avignon le 22 Avril 1784²⁾.“ Sonderbar ist die Vorstellung, die man in der Umgebung von Guingamp, einer Stadt in Côtes-du-Nord, von dem Juden hat, dass er sich im Monde befinde. Dasselbst häuft er unaufhörlich Reisigbündel auf, um die Erde am jüngsten Tage in Brand zu stecken. Hier, wie an der Küste von Côtes-du-Nord, ist nämlich der Glaube verbreitet, dass die Erde einst durch den Mond verzehrt werden soll³⁾.

Für die Verbreitung der Sage in Frankreich, wo die *Complainte* 'Est-il rien sur la terre' usw. bis auf den heutigen Tag gesungen wird, ebenso wie in Luxemburg und einigen Teilen von Belgien⁴⁾, spricht auch die beiläufige Erwähnung derselben bei Dichtern. „Der Jude bläht sich auf wie ein indischer Hahn, wenn man diesem die Worte 'goulu, goulu' zuruft,“ heisst es bei d'Esternaud (1680)⁵⁾. In Scarrons *Virgile travesti* (1648) wird gesagt: Je gage que le Juif errant N'a pas fait un plus long voyage (nämlich als Aeneas)⁶⁾. Le Sage führt im *Diable boiteux* (1707) c. 16 drei Buchhändler redend ein, die sich in einem Gasthause beim Mahle gegenseitig von einem äusserst wertvollen Manuskript berichten, das jeder erhalten hatte. Es war ein Theaterstück, das den Juif-Errant behandelte. Zu ihrem Schaden mussten sie schliesslich erkennen, dass jeder dasselbe Lustspiel von demselben Autor gekauft hatte.

Auf dem Grenzgebiet zwischen Italien und dem schweizerischen Kanton Wallis liegt das Matterhorn oder der Monte Cervino. Hierher verlegt die Sage vor vielen Jahrhunderten eine Stadt, in der Ahasverus freundliche Aufnahme fand. Als er nach tausend Jahren zurückkehrte,

1) Sébillot 2, 55 (1905).

2) E. H. van Heurck et G. J. Boekennoogen, *Histoire de l'imagerie populaire flamande* (Bruxelles 1910) p. 586. Das Bild besitzt van Heurck.

3) Sébillot 1, 20. An anderen Orten Frankreichs ist Judas derjenige, welchen man im Monde erblickt: Lorsque la lune est pleine et que le temps est clair, on peut voir la tête de Judas Iscariote, pendu là en punition de sa perfidie. Il y restera jusqu'à la fin du monde. Romania 8, 254, zitiert von Wesselofsky im Archiv für slawische Philologie 5, 401.

4) Wallonia 7, 152—154. Der hier mitgeteilte Text weicht in der Anordnung der einzelnen Strophen von dem bei P. L. Jacob (*Curiosités de l'histoire des croyances populaires*. Paris 1859, p. 129—133) abgedruckten ab; auch fehlt Strophe 14 des bei Jacob stehenden Liedes, und in Strophe 9 wird das Alter des Juden auf 1800 Jahre angegeben (J'ai bien dix-huit cents ans), während bei Jacob die Zahl 1700 sich findet.

5) d'Esternaud, *L'Espadon satyrique*, Cologne 1680, p. 86, bei Sébillot 3, 219 (1906). Eine andere auf den Juif-Errant bezügliche Stelle d'Esternauds findet sich bei Champfleury, *Histoire de l'imagerie populaire* p. 80—81.

6) Zitiert bei Littré, *Dictionnaire de la langue française* 2, 1, p. 212 im Artikel Juif.

fand er statt derselben jenen drohenden Riesen. Tief betrübt über dieses grosse Unglück begann er zu weinen, und seine Tränen verwandelten sich in den Schwarzen See in der Nähe des genannten Berges¹⁾.

In Italien selbst weiss man in verschiedenen Dörfern, die auf der Strasse von Aosta nach Ivrea liegen, mancherlei von dem ewigen Wanderer zu erzählen. Doch geht die Überlieferung nicht viel über 100 Jahre zurück. Zu Donnaz erinnern sich noch manche alten Leute des Johannes Buttadeus, der für einen Augenblick anhielt, um Öl einzukaufen. In Borgofranco soll er unter dem Bogen des Glockenturmes gesehen sein, entweder wie ein Jude gekleidet, oder auch in der Tracht der Soldaten, die man auf den Gemälden der Via crucis in Chiesa erblickt. Er trug einen sehr langen Bart, den er sich um den Leib winden musste, damit er nicht die Erde streifte. Weil er Christus, der sich auf dem Wege nach Golgatha befand, einen Backenstreich versetzte, wurde er zu ewiger Strafe verurteilt. In seiner Tasche befinden sich immer 5 Soldi. In Strambino erschien er als grosser, hagerer, nicht mehr ganz junger Mann mit dünnem Bart. Er kam von dem Tale von Aosta, wandte sich auf der Provinzialstrasse nach Turin und ging in das Wirtshaus zum Grünen Hut, das von dem Vater des jetzigen Inhabers gehalten wurde. Ein halbes Liter, das er trank, bezahlte er mit den in seiner Tasche befindlichen 5 Soldi, machte dann einen Rundgang durch die Gegend und entfernte sich. Er nannte sich den 'Tänzer (?) von Padua' ('l Balarin d' Padova'). Auch zeigte er sich zu Chiasso und trat in einen Kramladen, um Brot zu kaufen. Ein kleines Paket trug er an einem Stock auf den Schultern; auf seiner Tasche sah man die Worte: '5 Soldi'²⁾.

Zu der in Portugal über die Sage herrschenden Überlieferung hatte Carolina Michaelis de Vasconcellos in der *Revista Lusitana* 1887 einige Mitteilungen gemacht, über die ich in den 'Neuen Mitteilungen über die Sage 1893' referiert habe. Eine Ergänzung dazu gab sie in derselben Zeitschrift 1890, woraus ich einiges anführen will³⁾. In Spanien und Portugal verwandelte sich durch Volksetymologie der Name Johannes Buttadeus in Juan vot' a Dios und Voto a Dios, und vielleicht auch in die Form João-d'-Espera-em-Deus, die schon in einem portugiesischen Gedicht von 1493 sich findet. Der Narr Karls V., Francesillo de Zuñiga, erwähnt in seiner *Chronica*, c. 50, unter den Zeugen von einem tollen Ereignis, das er erzählt, neben dem tugendhaften Grafen von Nieblo unter

1) Maria Savi-Lopez, *Alpensagen*. Deutsch von Alfred Ruhemann. Stuttgart 1893. S. 182. Hier sind nur die bei Grimm, *Deutsche Sagen* Nr. 344 und C. Vogt, *Im Gebirge und auf den Gletschern* (1844) S. 42 (— letztere Sammlung nach Dübi, oben 17, 158 angeführt —) mitgeteilten Erzählungen zu einer einzigen vereinigt.

2) *Preludio*, *Rivista di lettere, scienze ed arti* 7 Nr. 24. Ancona 30. Dicembre 1883, p. 266. Darin die Abhandlung von G. Pinoli: *L'Ebreo Errante nel Canavese*.

3) *Revista Lusitana* 2 (Porto 1890), 74—76. Die Übersetzung obiger Stellen verdanke ich Herrn Prof. Dr. John Block in Wilmersdorf, früher in Elbing.

andern auch Juan de Voto a Dios. „Man muss annehmen, dass die Literaten jener Zeit den ewigen Juden einzuführen pflegten als Zeugen so vieler bedeutender Ereignisse, die wirklich oder in der Phantasie irgend eines Südländers geschahen.“ An einer anderen Stelle erzählt derselbe Autor in dem satirischen Brief an die Königin über eine Reise nach Portugal auch folgendes: „Ich sah den Marquis von Aguilar, der über die Dekaden des Livius schrieb. Dieser sagte auf eine Bemerkung seines Sohnes über die Unzuverlässigkeit jenes Schriftstellers: ‘Bin ich Juan de Voto a Dios?’, welches nur heissen kann: Bin ich vielleicht allwissend? Sah ich alles, wobei der Jude zugegen war?“ Jorge Ferreira de Vasconcellos († 1585) hat den Prolog seines Dramas ‘Eufrosina’ (1560) dem Juan de Espera en Dios in den Mund gelegt¹⁾.

Über die maltesische Form der Sage von dem Kumbu und seinem grauenhaften Äusseren hat Bertha Ilg in dieser Zeitschrift 19 (1909), 308, über die griechische Entwicklung derselben von dem Kutris (Kahlkopf), dem Kutondes (Dummkopf) auf dem Festlande von Kleinasien und den Inseln des Ägäischen Meeres, sowie dem Photo Des in Epirus Karl Dieterich nach Politis oben 15, 383—385 nähere Angaben gemacht.

Von einem zu Breslau im April 1646 auftretenden Betrüger, der sich für den ewigen Juden ausgab, wird in dem Tagebuch des Rektors an dem Breslauer Elisabeth-Gymnasium, Elias Major, berichtet. Auf einem Hut waren von jenem Menschen mit Kreide Schriftzüge gemalt, die der Pastor zu St. Bernhardin, Dr. Schlegel, dem sie gezeigt wurden, weder als hebräische, noch als griechische oder als lateinische oder als deutsche erkannte. Er hielt sich damals auf dem Schweidnitzer Anger auf; ‘aber sein Betrug war übel belohnt,’ in welcher Weise, wird nicht gesagt. Im November desselben Jahres wurde er zu Fürstenstein beobachtet; er hatte ‘viel Knispel Säcklein getragen und (ist) mit einer Kette umgürtet gewesen, nichts geredet’²⁾.

Betrüger anderer Art, die ausserordentlich alt sein wollten, sich aber freilich nicht für den ewigen Juden ausgegeben haben, sind im Mittelalter und in späterer Zeit aufgetreten. Über den von dem italienischen Astrologen Guido Bonatti († etwa 1300) beiläufig erwähnten Ricardus, den er zu Ravenna 1223 sah³⁾, haben wir einen genaueren Bericht von dem Minoriten-Mönch Thomas von Tuscien aus dem 13. Jahrhundert. Als Kaiser Friedrich II. 1231 zum Reichstage nach Ravenna kam, erschien auch mit den Fürsten Deutschlands ein Soldat namens Ricardus, der zur Zeit Karls des Grossen Schildträger Olivers, eines der zwölf Paladine, und

1) Carolina Michaelis in Gröbers Grundriss der romanischen Philologie 2 (1897), 310.

2) Max Hippe, ‘Volkstümliches aus einem alten Breslauer Tagebuche,’ in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 6, 81 f.

3) Meine Schrift über den ewigen Juden 1884 S. 11. 111.

spezieller Freund des Roland sein wollte. Friedrich liess ihn vor sich kommen und fragte ihn, ob er zu irgend einer Zeit in Begleitung des Kaisers Karl zu Ravenna gewesen wäre und ob er dafür einige Beweise anführen könnte, aus denen man auf seine Glaubwürdigkeit schliessen dürfte. Er erwiderte, dass er mit Karl, Roland und seinem Herrn Oliver hier gewesen sei und verschiedenes zeigen könnte, was für die Richtigkeit seiner Behauptung spräche. Man begibt sich nach einem in der Nähe der Stadt befindlichen Kloster, worin sich nach Aussage des Ricardus in einer von der Galla Placidia erbauten Kapelle drei Sarkophage befinden sollten, davon einer den Leib des Kaisers Theodosius mit seinem Schwert und seiner Fahne, der zweite den seiner Gattin mit ihren beiden Töchtern, der dritte den des Propheten Elisa, welcher von Konstantinopel hierher gebracht war, enthielte. Bei Nachgrabungen, die veranstaltet wurden, fanden sich die Aussagen des Ricardus bestätigt, desgleichen seine weitere Angabe, dass man in einem sehr hoch gelegenen Fenster dieses Klosters die Sporen eines Gefolgsmannes Karls finden würde. Sie waren trotz ihrer ursprünglichen Vergoldung verrostet und von einer derartigen Grösse, dass sie als etwas Neues und Ungewohntes die Bewunderung aller erregten. Ob sich der Kaiser dadurch hat überzeugen lassen, wird nicht erzählt¹⁾.

Von einer noch älteren Persönlichkeit, einem Zeitgenossen Christi, findet sich in einer Handschrift der Universitäts-Bibliothek zu Kopenhagen folgende Nachricht: „Anno 1606 den 1. Juli, hat Peter Knudtzön, Bürger in Osslo, für Rassmuss Hauhszön, Erik Jackopsön und Hans Viborg bekannt, dass nicht mehr als zwei Jahre vergangen sind, seitdem ein Mann starb, welcher vor der Geburt Christi geboren war und Christum bei lebendigem Leibe gesehen hatte, und hat in dieser sündigen Welt gelebt bis Anno 1604; wie vorher gemeldet, ist er vor zwei Jahren aus dieser Welt durch den Tod hinweggerafft. Dieses vorher Geschriebene habe ich, Hans Viborg, aus dem Munde des vorgenannten Peter Knudtzön gehört²⁾.“

Elbing.

1) Monumenta Germaniae. Scriptorum tomus 22 (Hann. 1872), p. 511f.

2) Aus einer Handschrift der Sammlung des Professors Arne Magnussen in Kopenhagen (17. u. 18. Jh.). Katalog desselben 1 (1889) p. 268 Nr. 478. Die Abschrift der Originalstelle und die deutsche Übersetzung verdanke ich Herrn Bibliothekar Dr. Kaalund in Kopenhagen (25. Oktober 1911).

Alte Heilgebete und Zaubersprüche.

Von Alois Patin.

Zu der neuerdings begonnenen Sammlung alter Heilgebete, Bann- und Zaubersprüche kann ich einige Beiträge liefern, da ich als der Sohn eines Landrichters in Franken, dann auch durch meine Beziehungen zu Seelsorgern in den Besitz gar sonderbarer Schriftstücke gekommen bin. So habe ich in drei Niederschriften, die aus verschiedenen Regierungsbezirken stammen, aber fast bis auf die Orthographie übereinstimmen, den 'Blutstillzauber': „Ich N N gehe in Gottes Garten; da [drin] stehen drei Rosen, die eine blüht weiss, die andere rot, die dritte — guter Wille Brand, Blut und Schmerz stille! Dazu helf die heilige Dreifaltigkeit Gott Vater, Sohn und Heiligergeist¹⁾“. Das Gebet hat nichts Besonderes an sich und ist überdies weitbekannt²⁾; interessieren kann vielleicht, dass es meinem Vater anonym zugeing, als in seiner Familie Fälle profuser Blutung vorkamen, auf feinem Londonbriefpapier um 1870 von fast gebildeter Hand geschrieben. Der Bogen war zierlich gefaltet und mit Lack geschlossen, doch so, dass sich die Initialen nicht abgedrückt hatten. Der uneigennützig Subalterne muss fest an sein Zaubersprüchlein geglaubt haben!

Wichtig dagegen dürfte ein Gichtgebet sein, das mit bereits publizierten nur entfernte Ähnlichkeit hat. Auch dieses besitze ich in drei sehr verschiedenen Formen, die jedoch zum Teil auf eine Urvorlage zurückgehen. Am altertümlichsten scheint die Abschrift aus Tagmersheim³⁾ mit dem Datum vom 14. Dezember 1883 und einer Namensunterschrift. Auf der Aussenseite des Bogens steht: 'Das ist der Gichtzedel, den hab ich abgeschrieben von' . . .⁴⁾; dann folgt Datum, Unterschrift und Ort, und dasselbe nochmal mit viel Mühe und wenig Geschick von rechts nach links geschrieben nach Judenart⁵⁾. Der Text lautet, von mir interpungiert und nach Möglichkeit lesbar gemacht, also⁶⁾:

1) Das Oberpfälzer Exemplar ersetzt diese Formel durch das gewöhnliche Kreuzzeichen, das fränkische verlangt, dass das Gebet dreimal nacheinander gesprochen werde mit drei Vaterunser bei jedem Gott Vater etc.

2) Ähnliche Formeln längst gedruckt bei Wuttke-Meyer, Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart³ § 230.

3) Dorf im Bezirksamt Donauwörth.

4) Die Schriftzeichen sind trotz ihrer Ähnlichkeit mit christlichen Symbolen zweifelsohne die diskrete Abkürzung eines (mir wohlbekannten) bürgerlichen Namens.

5) Auch dies dürfte kein Hokuspokus, sondern die Spielerei eines Schuljungen sein, der das Blatt im Unterricht seinem Religionslehrer abgeliefert zu haben scheint.

6) In den Anmerkungen gebe ich unter T die Handschrift genau wieder.

Für das Gicht.

Mit dem Namen Jesus mein Anfang! [Ich N †]⁷⁾, ich weiss nicht, wiers⁸⁾ mir ist: das wende mir Herr Jesus Christ⁹⁾!

Gut ist mein Anfang als unsrer lieben Frauen Eingang¹⁰⁾!

Weil und Zeit als Jesus Christus geboren worden: Unsere liebe Frau ging über eine breite Heid und führte [Jesum Christum] ihr liebes Kind an der Hand (vgl. Wuttke § 237). Da beging¹¹⁾ ihr das Vergicht und die Vergichtin¹²⁾ und das wilde Vergicht und das alte Vergicht <und> die 72 Vergicht¹³⁾. — Wo wollt ihr hin? — Sie sprachen: Mir wollen gehen in die Gassen und N † sein Blut lassen und ihm sein Bein¹⁴⁾ zerbrechen; sie sollen sein wie ein Bänderköpfel. Da sprach¹⁵⁾ unsere liebe Frau: Das Vergicht und die Vergichtin¹⁶⁾, die Menschenvergicht¹⁷⁾, geht nur hinein gegen Jerusalem, darein¹⁸⁾ springen drei Brunnen: der erste ist Wasser, der zweite ist Wildling, der dritte ist Wein¹⁹⁾; da fahren das Vergicht und die Vergichtin²⁰⁾ und das alte Vergicht <und> die 72 Vergicht, die fahren alle darein.

Ich gebiete²¹⁾ dir den N † <zu lassen> bey der Kraft des Lebendigen Gottes, alle diese Vergicht und die Vergichtin, die Geschwulst und die Geschwulstin²²⁾.

Ich gebiete dir Klag²³⁾ für den Schwindel und die Schwindlin²⁴⁾ in dem Namen des lebendigen Gottes.

7) Dieser 'Anfang der Bannformel' ist hier an falsche Stelle gesetzt.

8) = wie es.

9) T da werden wir der Herr Jesus Christus. Diese zwei Verse sind ein Beispiel der Klage, wie sie unten 'geboten' wird. Der Reim Christ sichert das Ende des Satzes; es ist also kein Verbum ausgefallen. Mein Versuch trifft die Vorlage schwerlich, gibt aber eine Vorstellung vom Verlorenen.

10) T als unsre liebe Frau für den Eingang so gut ist. Als Reim auf Anfang schliesst Eingang sicherlich und meint etwa den Tempelgang bei Mariae Reinigung, ein in solchen Sprüchen bevorzugtes Fest.

11) = begegnete. Nicht verschrieben!

12) T Vergichtung. — Vgl. weiterhin Geschwilst und Geschwilstin, Schwindel und Schwindlin; bei Kühnau, Schlesische Sagen 2, 541 Wind und Windin, in einem Gedicht von A. v. Tschabusnigg (1841 S. 154) Tod und Tödin.

13) Das hielt der Schreiber für eine Apposition. Die 72 sind jedoch die 'Jungen', die hinter den 'Alten' dreinlaufen.

14) T in sein Bein. Bein ist Plural. Bänderköpfel sind die durch häufiges Knüpfen abgenützten Enden oder Endknoten.

15) T schrah (Präteritum von schreien? oder schrecken?).

16) T die Vergichtung und die Vergichtung.

17) Diese Nominative stehen wie noch oft statt der Anrede, freilich hier an falschem Orte, da eigentlich der betroffene Mensch aufgefordert werden musste, nach Jerusalem zu gehen. — Zu 'Menschenvergicht' wird das alte böse Paar, sobald es in den N gefahren ist.

18) T damit.

19) Wildling ist die durch die Stäbe Wasser und Wein gesicherte Benennung eines unedlen (nicht ausgebauten) Weines oder gar des Saftes der wilden Rebe. Oder sollte es das heilkräftige Wasser des Wildbades sein?

20) T Vergichtung; ohne 'und'.

21) T gebühre!

22) T Vergichtung. Geschwilst. Geschwilstin. Dieses Femininum ist als das klare Gegenstück der Beweis für unsere Korrektur 'Vergichtin'.

23) T klag; 'Klage bieten für' entspricht unserem 'klagen wegen'. Ein Beispiel für das Klagebieten hatten wir am Anfang dieses Gebetes, ein anderes folgt am Anfang unseres dritten Gichtgebetes.

24) T der Schwindling.

Ich gebiete den N <zu lassen>! — <Weichet> aus, das kalte Vergicht, das warme Vergicht, das zitternde²⁵⁾ Vergicht, das weit²⁶⁾ Vergicht, das gemeine Vergicht, das aller²⁷⁾ Vergicht, das Beinvergift²⁸⁾, das Steinvergift, das Wasservergift, das Feuervergift, das Weidenvergift²⁹⁾ [das Wadenvergift, das Zehenvergift³⁰⁾], das Menschenvergift: das Wambenvergift, das Därmvergift³¹⁾, das Kreuzvergift, das Blasenvergift³²⁾, das Hauptvergift, das kleine Beinvergift³³⁾, das Maulvergift, das Halsvergift, das Bauchvergift, das Harnvergift³⁴⁾, das Ellenbogenvergift³⁵⁾, das Armvergift³⁶⁾, das Fingervergift [das Schenkelvergift³⁷⁾], das Knotenvergift³⁸⁾, das Lendenvergift, das Ballenvergift, das Herzvergift [das Beinvergift³⁹⁾], das Nabelvergift, das Gemächvergift⁴⁰⁾, das Wadenvergift, das Schenkelvergift, das Flechsenvergift⁴¹⁾, das Zehenvergift, das Zadervergift⁴²⁾, das Nasenvergift⁴³⁾.

Ich gebiete⁴⁴⁾ dir, der N †, aus der . . .! bey der Kraft des Lebendigen Gottes alle diese Vergicht und die Vergichtin⁴⁵⁾ und die 72 Vergicht!

Das helfe mir Gott der Vater und der Sohn und [der] Gott der heilige Geist! Amen⁴⁶⁾.

Aufgeopfert zu unsrer lieben⁴⁷⁾ Frau und für unsern Herrn Jesum Christum, für⁴⁸⁾ seine⁴⁹⁾ Blutvergiessung. 3 Tag beten, den 1. Tag 3 Vaterunser, den 2. Tag 6 Vaterunser, den 3. Tag 9 Vaterunser. —

Neben diesem Schlusse steht halbbrüchig links beigeschrieben:

Für das Schwinden⁵⁰⁾.

Im⁵¹⁾ Namen Jesus greif⁵²⁾ ich dein Haut, greif ich dein Fleisch, greif ich dein Bein⁵³⁾, Mark und Blut. Das ist für 77 Schwinden gut⁵⁴⁾.

Eine zweite Handschrift stammt aus Scheinfeld, im nördlichen Mittelfranken, wo sie ein älterer Bruder von mir Anno 1863 oder 1864 nach dem Diktate einer frommen Jungfrau gefertigt hat. Es war dies eine untadelige Person, weitberühmt als Helferin in den tausend Schmerzen, die das Volk unter dem Namen Gicht begreift; uneigennützig — jeder

25) T zittern. — 26) T weid.

27) rätselhaft. Altersvergift ist an dieser Stelle nicht gemeint. Der hier passende Begriff ist universalis.

28) T Pein.

29) Nicht das 'weidende' (depascens), sondern das im dritten Element, der Erde, hausende und auf der Weide das Vieh bedrohende. Vgl. Wislenvergift Anm. 81.

30) Diese Arten sind wegen des Anklangs zwischen Weiden und Waden vor die Ankündigung der Menschenvergift geraten.

31) T Derben. — 32) T Blassen. — 33) T Pein. — 34) T Harren. — 35) T Elen.

36) T Arben vgl. Anm. 31.

37) folgt später an richtiger Stelle! Hier vielleicht statt Nägelvergift.

38) T Knoden. Das sind die Knöchel. (Nicht nodosus!)

39) Hier jedenfalls verwechselt, vielleicht für Blutvergift.

40) T Gemecht. — 41) T Fläx. — 42) Dialektform für 'Zähne'.

43) T Nassen. Schwerlich ist dies der richtige Schluss der Liste. — 44) T 'gebiere'.

45) T Vergichtung. 'Das Vergicht' ist ausgefallen.

46) T Ammen. — 47) T unsere liebe. — 48) T vier. — 49) T sein.

50) wohl 'Schwindsucht' (Phthisis) Wuttke § 476.

51) T in den. — Hier kommt zum Gesundbeten das Greifen, teils als Massage, teils geheimnisvolle Ausstrahlung und Willensübertragung.

52) T Pein.

53) 77 steht nach Wuttke in allen Gichtgebeten. Trotzdem ist 72 echt, weil die junge Teufelsbrut den Jüngern des Herrn die Wage halten muss.

Lohn hätte die Kraft zerstört! — und gutgläubig: als ihr meine Mutter den, wie sie meinte, sündhaften Charakter ihres Gebetes klar machte, war sie bereit, ihrer Kunst zu entsagen, ihr Geheimnis preiszugeben und uns den Zauberspruch in die Feder zu diktieren. Noch sieht man, wie die Knabenhand eine Lücke lassen musste für einen Körperteil, den das Mädchen eigenhändig nachzutragen vorzog. Man sieht auch, wie peinlich der Junge die Vorlage nachmalte. Der Text lautet:

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen. Sucht, Gicht und Vergichten⁵⁴⁾ und ihr 72 Vergicht, ich N gebiete euch bei dem allmächtigen Gott, dass ihr aus meinem Leibe und aus allen meinen Gliedern ausweicht⁵⁵⁾; und weicht aus in ein wildes Genoss⁵⁶⁾, wo kein Mann mäht und kein Hahn kräht, und weicht in einen wilden Rabnen, wo weder Leut noch Vieh hinkommen⁵⁷⁾.

Ich N N gebiete dir, Sucht, Gicht und Vergicht, dass ihr mir N N nicht schadet an meinem Haupt, an meinem Schädel, an den Ohren und an meinem Schlaf⁵⁸⁾, an meiner Stirn, an meinen⁵⁹⁾ Augen und an meiner Nase, an meinem Mund, an meiner Zunge, an meinem Schlund, an meiner Gurgel, an meinen Zähnen, an meinem Kinn, an meinem Hals, an meinem Herz, an meiner Leber, an meiner Lungen, an meinen Därmen⁶⁰⁾, an meiner Milz, an meinem Bauch, an meinem Nabel, < an > meiner Scham, an meinem Rückgrat⁶¹⁾, an meinen⁶²⁾ Geflechten, an meinen⁶³⁾ Achseln, an meinen⁶³⁾ Armen, an meiner Maus, an meinen Ellenbogen, an meinen⁶⁴⁾ Händen, an meinen⁶⁵⁾ Fingern, an meinen Nägeln, an meinen Füßen, an meinen Hüften, an meinem dicken Bein, an meinem Schienbein⁶⁴⁾, an meinen Geflechten, an meinen Knien, an meinen Waden, an meinen Knöcheln⁶⁶⁾, an meinen⁶⁶⁾ Zehen, an meinen Sohlen.

Das Fleischvergicht⁶⁷⁾, das Beinvergicht, das Blutvergicht, das Krampfvergicht, das schneidend⁶⁸⁾ Vergicht, das reissend⁶⁹⁾ Vergicht, das beissend⁷⁰⁾ Vergicht ([das Beinvergicht], das Gratvergicht⁷¹⁾, das Magenvergicht⁷²⁾), das gehend Adervergicht⁷³⁾, das schießend Vergicht, das nagend Vergicht, das grabend⁷⁴⁾ Vergicht, das drehend⁷⁵⁾ Vergicht, das fliegend⁷⁶⁾ Vergicht, das blasend⁷⁷⁾ Vergicht, das rasend brennend Vergicht⁷⁸⁾,

54) Fränkische Form für Vergichtin.

55) Hier haben wir das klare Gebot 'auszuweichen', das oben in 'aus' zusammengeschumpft war.

56) Rätselhaft. Prof. J. Bolte vermutet 'Gemös' = Sumpf, was ich des Dialektes wegen ablehnen muss. Das Synonymum führt auf abgetriebenen, ausgenutzten Wald. Vgl. Anm. 91. 110.

57) Später 'Rohne' oder 'Rohnen', nach Schmeller und Grimm eine Ödung im Wald.

58) T meinen. — 59) T meinem. — 60) T meiner Därmer. — 61) T Rückrat. —

62) T meinem Geflächsen. — 63) T meinem; viermal. — 64) T Schindpein. —

65) T Knochen. — 66) T an mein meinen. — Lücke?

67) T dass Fleisch. Eine andere Liste beginnt. Vielleicht hieß es einst: und dass mir nicht schade das Fleischvergicht.

68) T schneidet. — 69) T reissen.

70) T beisset. — 71) T gerade, was ohne Sinn.

72) Zugrunde liegen offenbar drei Verzeichnisse der Vergicht: a) nach Körperteilen in zusammengesetzten Hauptwörtern, b) nach Wirkungen in Eigenschafts- und Mittelwörtern, c) nach Stoffen, Elementen, grossen Gebieten. Die runde Klammer ist aus einer anderen Gruppe verschleppt.

73) = Hämorrhagie, Blutfluss; konnte auch als 'fliessend' bezeichnet und dann reimweise mit dem 'schießenden' gebunden sein. Dies veranlasste dann die Störung der Reihe.

74) T graben.

75) T drebet = Schwindel oder auch Hirngicht.

76) T fliegen. — 77) T blasen. — 78) T raset brennet.

das zitternd⁷⁹⁾ Vergicht, das Steinvergicht⁸⁰⁾, das Wasservergicht, das Feuervergicht, das Wiesenvergicht⁸¹⁾, das kalt Vergicht, das warm Vergicht, das bautig⁸²⁾ Vergicht.

Sucht, Gicht und Vergichtin⁸³⁾ und ihr 72 Vergicht, ich N N gebiete dir bei der Himmelskönigin Maria und bei allen Engeln und Erzengeln und bei dem ganzen himmlischen Chor, dass ihr weicht aus meinem ganzen Leibe und allen meinen Gliedern, und weicht in ein wildes Genoss⁸⁴⁾, da kein Mann mäht und kein Hahn kräht, und weicht in eine wilde Rahne, da weder Leut noch Vieh hinkommen. Das gebiete ich euch bei der hl. Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und hl. Geist [Sucht, Gicht und ihr 72 Vergicht, ich N N gebiete dir Gicht und Vergichten⁸⁵⁾ und 72 Vergicht⁸⁶⁾]; bei den zwölf Aposteln und bei den⁸⁷⁾ vier Evangelisten [und bei der hl. Dreifaltigkeit], bei den hl. Martyren, Jungfrauen und Beichtigern, Patriarchen und Propheten⁸⁸⁾. Das helfe mir Gott Vater † Gott Sohn † Gott hl. Geist † Amen.

Unser lieber Herr Jesu Christe ginge⁸⁹⁾ über eine grüne Wiese, da begegnete⁹⁰⁾ die 72 Gichter; da sprachst du: du sollst weichen in ein altes⁹¹⁾ Genoss, da kein Mann mäht und kein Hahn kräht, und musst⁹²⁾ weichen in eine wilde Rahne, da weder Leut noch Vieh hinkommen.

Gott der Herr⁹³⁾ ging wohl über das galiläische Meer; da begegnete er [wohl über] das Anselhaus, dass die Ansel Margaretha⁹⁴⁾ ging heraus, und wollt' wissen⁹⁵⁾
 < Sie sprach: > . . . Bein brechen . . . Blut lassen . . . frisch . . . traurig machen⁹⁶⁾.
 Da sprach Gott der Herr: Das musst du nicht tun. Du musst hinweggehen und musst in ein altes Genoss und musst in eine alte Röhne, da weder Leut noch Vieh hinkommen.

Das helfe⁹⁷⁾ mir N N das bittere Leiden Jesu Christi und die < fünf > Wunden; drei scharfe Nägel durch sein heiliges Haupt⁹⁸⁾ und Füße geschlagen. Diese drei Nägel

79) T zittert. — 80) T das stein Vergicht.

81) T das wiselen Vergicht. Vgl. Anm. 29, wo 'Weidenvergicht' steht.

82) Vgl. Bauder = tumor, Beule oder Geschwulst (Schmeller).

83) Hier steht endlich das echte Wort urkundlich.

84) Vgl. Anm. 56. — 85) T Vergichten, vgl. Anm. 54. — 86) Punkt am Ende mit folgendem grossen Anfangsbuchstaben (Bei). — 87) T die.

88) Hier ist das jüngere, zahlere Gebet glücklich bei der Allerheiligenlitanei angelangt, dem kirchlich korrekten Gebet in solchen Nöten.

89) 2. Person Singularis des Präteritums = du gingst.

90) Falsche Analogie nach 'ginge'? Korrektur zweifelhaft.

91) So, nicht 'wild'. Man möchte an 'alte Genossen' denken, wenn kein Ort in Frage wäre.

92) T muss. 3. Pers. Sing. Prät.?

93) Das zusammengeschweisste Doppelgebet muss natürlich auch zwei Zauberschichten enthalten.

94) Ansel rätselhaft. Ich glaube von der Beterin 'Ansel' gehört zu haben, weiss aber nicht, ob der schwarze Bursche der Hexenvogel ist. Das Weib selbst ist unzweifelhaft die Drude, welche einem das Gicht in den Leib wünscht.

95) Subjekt ist natürlich 'Gott', der ja immer als der Fragende auftritt. Seine Frage ist verloren.

96) T beim Brechen Blut lassen frisch traurig machen. — Scheinbar trostlose Trümmer von Margareths Worten. Aber staunend erkennen wir die Reste jener Antwort, welche im Tagmersheimer Gebet die 'Vergicht' gegeben: wir wollen (ich will) dem N sein Blut lassen und ihm sein Bein (zer)brechen. Blut lassen reimt hier auf Gassen, traurig machen reimt gleichfalls annähernd; also geht es weiter: und will ihn traurig machen. Wohin 'frisch' gehört, bleibt zweifelhaft. Dass aber Margareth spricht, ist sicher, nach der folgenden Antwort des Herrn.

97) T helf.

98) So statt 'seine Hände'. Die Dornen, die das Haupt durchstachen, fehlen im Wundenzauber nie, vgl. Anm. 163. Ein Satz hierüber ist mit dem Satz von den Nägeln 'zusammengeflossen'. Und so treu war die Scheinfelderin, dass sie den von ihr gewiss durchschauten Unsinn ruhig stehen liess.

machen mich N gesund. Das helfe mir Gott der Vater, der mich erschaffen hat, Gott der Sohn und der hl. Geist⁹⁹⁾. Amen. — Jetzt bete 3 Vaterunser und Ave Maria und den Glauben an Gott [Vater].

Die dritte, kürzeste Handschrift stammt aus Neumarkt i. d. Oberpfalz, zwischen 1880 und 1882 von zierlicher Mädchenhand geschrieben, entweder infolge Beichtauftrags oder für den Katecheten gelegentlich des Religionsunterrichtes. Trotz modernisierender Zusammenfassung enthält der Text manches Ursprüngliche:

O Gicht, o Gicht, wie marterst du mich! Das klage ich Gott über dich¹⁰⁰⁾ und dem¹⁰¹⁾ höchsten Namen, der den Tod am Stamme des hl. Kreuzes unschuldig leiden musste¹⁰²⁾. Gicht und Gichter¹⁰³⁾ waren¹⁰⁴⁾ über eine grüne Au. Begegnet ihnen St. Anna: sprach: † Gicht und Gichter, wo wollt ihr hin? Die Gichter sprachen: Wir wollen dahin zu N N, in des Menschen Leib fahren und wollen in sein Fleisch laufen und wollen ihm sein Blut aussaugen¹⁰⁵⁾. Da sprach die hl. Anna: Gicht und Gichter, ich gebiete euch bei der Kraft Gottes und dem höchsten Banne: du † laufendes Gicht, du † stehendes Gicht, du † wachsendes Gicht, du † hebendes¹⁰⁶⁾ Gicht, du † kaltes Gicht, du † hitziges Gicht, du † Hirngicht, du † Hauptgicht, du † Fleischgicht, du † Blutgicht, † du Markgicht, du mankolisches¹⁰⁷⁾ Gicht [über alle], < du > † Gicht über alle Gichter. Ich gebiete euch bei der Kraft Gottes und bei dem höchsten Banne in¹⁰⁸⁾ das wilde Grumet¹⁰⁹⁾, woraus ihr kommen seid¹¹⁰⁾. Dahin sollt ihr wieder gehn. Das zoll ich euch zu eurer Buss. † † † —

Das 1. Mal morgens, das 2. Mal abends, das 3. Mal morgens.

Das wichtigste Ergebnis, das wir aus dem Vergleiche der drei Gebete gewinnen, ist die Einsicht, dass sich zwei Anschauungen im Volksglauben mischen und bekämpfen. Einerseits setzt er böse Mächte voraus, welche die Welt erfüllen und in ihren Ur- und Hauptteilen, den Elementen, ihre besondere Stätte haben: sie hausen in den Stoffen, können sich aber von da ausbreiten und ins Vieh und leider auch in den Menschen eindringen, können in ihm jeden Fleck heimsuchen, können aber auch durch höhere Gewalt in ihr altes Heim zurückgescheucht werden¹¹¹⁾. Andererseits kommt alles Böse von aussen in die Welt, leibhaft persönlich, als Teufel, als

99) Auch dieser Satz ist an zwei bis drei Stellen zu kurz geraten.

100) Dieser Anfang ist bereits anderweitig bekannt.

101) T den (wohl auch sonst noch entstellt).

102) Hier hat z. B. die Paraphrase den Reim (nahm) verwischt (Wuttke § 235).

103) Jüngere falsche Form. Über 'Gichter' vgl. Wuttke § 534.

104) Vielleicht 'fahren'.

105) Obwohl auf laufen gereimt, ist aussaugen doch nur die jüngere Erklärung des uralten 'sein Blut lassen oder auslassen' (Wuttke § 226 vom Friesel).

106) Im Schwäbischen = anhaltendes, nachlassendes. Es sind hier nämlich lauter Gegensatzpaare in Frage.

107) Volkstümliche Form für melancholisch.

108) 'Ich gebiete euch in', wie oben 'ich gebiete dir aus.'

109) Das unschuldige Grumet ist hier an Stelle des vergessenen Gramt = Geräumte, Rohne getreten.

110) Ist dies das 'alte Genoss'? (Die alte Gesellschaft?)

111) Die Namen dieser Vergicht bilden eine Sondergruppe höherer Art vor der Menschenvergicht.

Hexengezücht, als abscheuliche Dämonen. Das ist eine entsetzliche Sippe, die aus geflohener Ödung ferne der Stätte der Menschen, gewissermassen jenseits der lebenspendenden, freundlichen Natur, in diese hereinbricht, geführt von einem scheusslichen Paar, Mann und Weib, Vergicht und Vergichtin. Neben diesem Paare scheint ein zweites vorgestellt zu werden, das wilde und das alte Vergicht; jenes könnte identisch scheinen mit dem Manne, der das ganze Gesindel aus der wilden Fremde herbeiführt, dieses mit dem Weibe, der Mutter all der 72 Kinderlein, der Teufelsbrut.

Wenn man nun alle benannten Vergicht in drei Gruppen [a) nach Stoff und Art, b) nach der Wirkung, c) nach dem Sitz im Körper] sammelt und in der dritten Gruppe diejenigen nicht zählt, die mit Synonymen gleichgesetzt werden können, dagegen diejenigen belässt oder aufnimmt, die mit Gegenstücken gebunden sind, durch Naivität hohes Alter bekunden oder der Scheinfelder Liste der Körperteile angehörig bei keinem verwandten Namen mitbegriffen werden, dann ergibt sich durch ein Spiel des Zufalls just die Zahl 72. Ich hoffe nicht, durch besonderes Glück die ursprüngliche Litanei hergestellt zu haben, ich glaube nicht einmal, dass die 72 jemals namentlich registriert waren. Aber es dient doch dazu, das gefürchtete wilde Heer unserer Vorstellung näher zu bringen, wenn man einmal Appell abhält und dabei die Zahl der Stammrolle erreicht. Hier ist die Liste:

Eltern: Das wilde — das alte Vergicht. (Gicht über alle Gichter; 'aller Vergicht?')

I. Nach Stoffen und Art: 1. Fleischv., 2. Blutv., 3. Krampfv., 4. Beinv., 5. Steinv. (Erde!), 6. Wasserv., 7. Feuerv., 8. Weiden (Wieslen) v., 9. warmes (hitziges) V. (Luft!), 10. kaltes, 11. laufendes, 12. stehendes, 13. wachsendes, 14. hebendes, 15. mankolisches, 16. bautiges, 17. weites, 18. gemeines Vergicht.

II. Nach Wirkungen: 19. schneidendes, 20. reissendes, 21. beissendes, 22. fliessendes, 23. schiessendes, 24. nagendes, 25. grabendes, 26. drehendes, 27. fliegendes, 28. blasendes, 29. rasend-brennendes, 30. zitterndes Vergicht.

III. Das Menschenvergicht nach seinen Sitzen bzw. Körperteilen: 31. das Hauptv., 32. Hirnv., 33. Markv., 34. Magenv., 35. Wambenv., 36. Därmv., 37. Kreuz (Grat)v., 38. Blasen (Harn) v., 39. das kleine Beinv., 40. das dicke Bein (Schenkel) v., 41. Mund (Maul) v., 42. Schlund (Hals, Gurgel) v., 43. Bauchv., 44. Ellenbogenv., 45. Armv., 46. Finger (Hand) v., 47. Knoten (Knöchel) v., 48. Lendenv., 49. Hüftenv., 50. Ballen (Sohlen) v., 51. Herzv., 52. Nabelv., 53. Gemächt (Scham) v., je nach dem Geschlecht des Beters, 54. Schienbeinv., 55. Wadenv., 56. Geflechsenv., 57. Zehenv., 58. Zahnv., 59. Nasenv., 60. Ohrenv., 61. Schlafv., 62. Augenv., 63. Zungenv., 64. Kinnv., 65. Leberv., 66. Lungenv., 67. Milzv., 68. Achselv., 69. Mausv., 70. Fussv., 71. Nägelv., 72. Knievergicht.

Ausserdem besitze ich noch ein Gichtgebet ganz anderer Art, das sich höchstens in der Anrede, also in der Einleitung der Bannformel, mit den besprochenen berührt. Dieses dürfte vor etwa 80 Jahren geschrieben worden sein und wurde, nach der Faltung des Blattes zu schliessen, am Leib oder in der Tasche herumgetragen. Vermutlich von einer Religiösen, weil ich über die Herkunft keinen Aufschluss erhielt. Sie schrieb eine gebildete Hand und orthographisch, war aber imstande, jeden Unsinn gläubig nachzumalen, z. B. Halb statt Hals oder 'am Bein' statt Arm, Bein. Der Inhalt ist sehr alt und merkwürdig, stellenweise nicht ohne poetischen Reiz und köstliche Naivität; Reimspuren, wie sie sich im Tagmersheimer Gebet häufig zeigten, ziehen sich hier durch das Ganze. Es lautet:

Das war auf einen Freitag, da unser Herr gemartert ward: so das ist, so löse¹¹²⁾ mich, Christus, von dem . . . Krampf, Gicht und Gegicht¹¹³⁾, du sollst zum nächsten stille stehen¹¹⁴⁾. Hals¹¹⁵⁾, Rücken, Schenkel, Arm, Bein¹¹⁶⁾ oder ein ander Glied, das ich habe an meinem Leibe, es sei gleich blind¹¹⁷⁾ oder schmeidig¹¹⁸⁾. Darum kannst du Krampf, Gicht und Gegicht¹¹⁸⁾ nicht weitergehen! Das gebietet dir der Mann, der seinen Tod am hl. Kreuze nahm¹¹⁹⁾ als Jesus Christ, der wegen seiner bitteren Marter und Tod für uns dahingegeben ist. — Regt sich alles, Laub und Gras und alles, was auf Erden wächst¹²⁰⁾; auch unsres lieben Herrn Jesus Christus Wasser und Blut¹²¹⁾. Das er allen christlichen und glaubigen Menschen tut¹²²⁾. Beugen sich¹²³⁾ wegen seiner grossen Natur, da¹²⁴⁾ der hl. Leib an seinem Kreuze hing. Da sprachen die Juden: Herr, du habest zuerst Krampf, Gicht und Gegicht¹¹³⁾. Jesus sprach: Das Krampf Gicht und Gegicht¹¹³⁾ ich nicht hab. — Es sei gleich Frau oder Mann¹²⁵⁾, das¹²⁶⁾ helfe mir Christus, das hl. Kreuz, <die> Freude des Auferstandenen, was¹²⁷⁾ er seiner Mutter gab. Jesus von Nazareth, Gott sei mir armem¹²⁸⁾ Sünder gnädig! †††

Mein köstlichster Besitz wäre die goldene Schatzkammer, wenn sie sich nicht in vielen Teilen mit dem neuerdings bekannter gewordenen Romanusbüchlein und dem vom Himmel gefallenen vlämischen Gebete Kaiser Karls V. deckte. Es ist ein kleines, verschwitztes Heftchen, das ein tapferer Gefreiter der Chevauxlegers zu Neumarkt jahrelang im Uhr-

112) T lasse. — 113) T Gesicht!

114) Vgl. oben 'hebendes' Gicht. Anm. 106. Wuttke 239 g. E.

115) T halb. — 116) T am Bein.

117) Entweder stumpf als Gegensatz zu schneidig oder 'ohne Ausgang', vgl. Blind-darm, blinde Gasse.

118) D. h. geschmeidig, beweglich, regsam.

119) Der Reim, der am Anfange des Neumarkter Gebetes verloren ist. Anm. 102.

120) Der Satz scheint sich auf den ersten Temporalsatz oder auf einen verlorenen (da unser Herr am Kreuze hing) zu beziehen.

121) Ergänze: regt sich.

122) D. h. zuliebe tut.

123) Subjekt ist 'Laub, Gras, alles'.

124) T dass, welches richtig und für 'weil' gebraucht sein kann. Vielleicht auch Vordersatz zum Folgenden.

125) Ergänze: wer dies betet oder nachspricht.

126) D. h. dazu, dass ich nicht hab'.

127) Nämlich 'an Freuden'. — 128) T armen.

täschchen herumgetragen hat, getreu der Mahnung: 'gehört bei sich zu tragen — im Namen Jesu'. Und zwischen diesen Zeilen steht lockend und segenverheissend ein starkes Kreuz, das geheimnisvoll durch ein O oder Θ (θρόος?) gezogen, also wie von einem Kranze umgeben ist. Das Heft ist ungeschickt und fehlerhaft geschrieben; wiederholt ist der Schreiber aus einem Stück oder Blatt ins andere geraten. Zwei Seiten, wo Worte und Satzteile kraus durcheinander gewürfelt sind, hat er selber als nichtig bezeichnet, indem er mit Röteln Nullen durchzog. Sein Vertrauen muss sehr erschüttert gewesen sein, als er ein leeres Blatt am Ende zu Haushaltungsnoten missbrauchte über eine Summe von 15,90 Mk. Zuletzt lieferte er sein Amulett einem Geistlichen aus, der seinen Namen unter dem letzten Amen getilgt hat. Vorangestellt ist eine häufig vorkommende Einleitung, über die oben 14, 437 Nachweise zu finden sind:

Graf Philipp von Flander hatte einmal einen Diener, der das Leben verwirkt hatte; und als er ihn wollte hinrichten lassen, konnte kein Scharfrichter ihn richten, kein Schwert ihn schneiden. Da verwunderte sich der Graf und sprach: Wie soll ich das verstehen? Zeige mir die Sache, so will ich dir das Leben schenken. Also zeigte er ihm¹²⁹⁾ den Brief. Solches gefiel dem Grafen und allen seinen Hofleuten¹³⁰⁾. Also ließ der Graf ihn leben und schickte ihn seinem Vater. Darnach ließ er den Brief abschreiben und allen seinen Hofleuten geben und sprach: Willst du vor Gericht gehen, so nimm diesen Brief zu dir! Wo du von deinem Herrn oder von deiner Frau, Knecht¹³¹⁾ oder Jungfrau, etwas bittest, so wird es dir nicht versagt werden. Wenn du deines¹³²⁾ Herrn Huld ganz und gar verloren hast, so nimm diesen Brief zu dir¹³³⁾; dann bekommst du seine Huld wieder. Und wenn eine Frau in Kindsnöten liegt und nicht gebären kann, so hänge ihr den Brief an die rechte Seite oder an den Hals, so gebärt sie ohne allen Schaden. Und wenn die Nase blutet und nicht gestillt werden kann, so lege ihn auf das Haupt: so stillt sich das Blut von selbst. Und so du mit deinen Feinden streiten willst, so nimm diesen Brief zu dir an die rechte Seite: so überwindest du sie ohne alle Ursache. Wenn du diesen Brief unters Dach oder im¹³³⁾ Hause hast, so kann der Donner und Blitz keinen Schaden tun. — Den 18. Juli 1877.

Den Anfang des Schatzes macht ein Kugelsegen, durch den er vermutlich seinem letzten Besitzer so wertvoll geworden ist.

Der Brief lautet also: O Jehova, du allerheiligste Dreifaltigkeit! Im Namen Gottes des Vaters † Gott des Sohnes † Gott des hl. Geistes. Das Blut¹³⁴⁾ Jesu Christi [vor deiner Huld Gottes] behüte mich vor Geschoss und Geschütz, Hellebarden¹³⁵⁾, Hacken, stichige Messer und Schollet¹³⁶⁾, die kurz oder lang [und] zu gebrauchen geschmiedet worden. Es behüte mich vor allerlei Mittel, es sei Eisen oder Blei, Messing oder Holz, und vor allen möglichen Gefährlichkeiten. Jesus Christus, das wahre Gotteslamm, das behüte mich vor allerlei Geschoss und Geschütz. Behalte¹³⁷⁾ deine reine Jungfrauschaft, wie sie die heilige Mutter Jesu behalten hat in und nach der Geburt Jesu Christi. Ver-

129) T in. — 130) Hofleuten ist mit Bleistift nachgetragen.

131) T Knechten. T deinen. — 132) T dir dann. — 133) T in.

134) Blut ist in T mit Bleistift nachgetragen. — 135) T halte Porten.

136) Rätselhaftes Wort, klingt wie judendeutsches Rotwelsch, aber שֶׁלֵּחַ heisst 'Schild', höchstens 'Köcher', will also nicht passen. [Verschrieben für Schwert?]

137) Hiermit wird, wie der besser erhaltene Schwertsegen oben 14, 437 zeigt, die feindliche Waffe angedreht. Vgl. das Schutzgebet von 1866 in der Zs. f. rhein. Volkskunde 8, 78.

wandle¹³⁸⁾ alle Geschoss und Geschütz, wie du dich verwandelt hast in der Menschheit, in allen denen¹³⁹⁾ Jesus Christus wachet. < Mache >¹⁴⁰⁾ alle Wehr und Waffen so weich als unsrer l.¹⁴¹⁾ Frau ihre Schmerzen¹⁴²⁾, als sie ihres lieben Kindes rein ward, < das sie vom hl. Geist¹⁴³⁾ > empfangen. Mache sie so weich, als die Blutstropfen waren, die Jesus Christus schwitzte am Ölberg!

Dann schiebt sich ein allgemeiner Segen dazwischen:

Der Herr Jesus Christus behüte mich vor allerlei Gebrechen, Zauberei, Totschlag, Heuchelei, Stolz oder vor allen Sünden. Jesus Christus, lass mich nicht verloren sein oder verdammt werden; stehe¹⁴⁴⁾ mir bei bis an mein letztes Ende und lass mich ohne Empfangung des h. Sakramentes nicht sterben. Das helfe mir im Namen Gottes des Vaters † Gott des Sohnes † und Gott des hl. Geistes †.

Hochgelobte Dreifaltigkeit, sei mit mir auf dem Wasser, Land, Luft, Sturmwind Dorf und Stadt und auf dem ganzen Erdkreis! Der Herr Jesus Christus behüte mich vor allen meinen Feinden, sie seien sichtbar oder unsichtbar, heimlich oder öffentlich. Es behüte mich die einige und ewige Gottheit durch das bittere Leiden und Sterben und durch¹⁴⁵⁾ das rosafarbene Blut, welches der Herr J. Christus am Stamme des h. Kreuzes vergossen hat!

Nun setzt der Kriegersegen wieder ein:

Jesus Christus zu Nazareth empfangen, zu Bethlehem geboren, zu Jerusalem gestorben: das sind wahrhaftige Worte! Dies müssen alle diese Worte < sein >, die in diesem Briefe geschrieben sind, dass¹⁴⁶⁾ ich von keinem mörderischen Menschen gefangen oder gebunden werde.

Es müssen von mir weichen alle Waffen, Geschütz und Geschoss; Wehr und Waffen sich nimmermehr haften¹⁴⁷⁾ und ihre Kraft verlieren, wie Pharaos seine Kraft verloren hat. Dem geschah [o Jesu Christi] Wunder gross Und seiner h. fünf Wunden, angeordnet¹⁴⁸⁾ und gebunden¹⁴⁹⁾ das Geschoss! Dem¹⁵⁰⁾ muss < geschehen >, als der Mann < will >, der verschafft [der] das Heilige < Blut > seiner rechten Hand an das † Band¹⁵¹⁾. Im Namen Gottes des Vaters, Gott des Sohnes, Gott des hl. Geistes.

138) Als Subjekt des Imperativs muss Jesus Christus ergänzt werden.

139) ut mutatus es in hominibus, in quibus omnibus Christus vigilat.

140) Vgl. hierzu den oben 14, 438 abgedruckten Schwertsegen.

141) T unsre. — 142) T Schmerz.

143) Hier ist offenbar eine Zeile übersprungen worden.

144) Die hier beginnende Seite ist mit Röteln kreuzweise durchstrichen, vielleicht als nicht hierher gehörig.

145) Hier ist die Dittographie 'Das bittere Leiden' ausgestrichen. — 146) T das.

147) Vielleicht von 'müssen' abhängig; eher jedoch imperativischer Indikativ.

148) d. h. befestigt.

149) Imperativisches Partizip wie 'Stillgestanden'. Ganz ähnlich Wuttke § 241. aber in noch heillosen Zustand.

150) T denn. Der Schreiber macht sonst Verdopplungsstriche, wollte also 'dem' schreiben.

151) Nur durch zahlreiche, fast gewaltsame Ergänzungen lässt sich hier überhaupt Sinn erzielen. Hier gehen die verzweifelten Röteln durch. Gemeint ist aber wohl: Dem Geschoss müsse geschehen nach dem Worte des Mannes, der auf dieses — durch fromme Zaubervorte geschaffene und gesegnete, die Kugel hemmende — Band das Blut der hl. rechten Hand (vgl. Moses II, 15, 6) und seine Kraft zu übertragen versteht, das Blut auf das Band bringt (= verschafft, efficit oder transportat). — Dagegen Zs. f. rhein. Volksk. 8, 79: Das Geschoss verschwinde wie die drei Männer, die unserm Herrn Jesus Christus die Füße an das Kreuz [hefteten].

Nun¹⁶²⁾ schiebt sich, völlig losgerissen, wieder ein Stück harmlosen und einwandfreien allgemeinen Gebetes dazwischen:

Erhalte deine Christenschar treu deinem¹⁵³⁾ <Gebot>, allmächtiger Gott, in Band¹⁵⁴⁾ und Gehorsam, gleichwie Christus gehorsam war seinem Vater bis in den Tod.

Dann setzt der Kugelsegen wieder ein:

So müssen von mir weichen alle Geschoss und Geschütz, Wehr und Waffen und verschwinden im Namen¹⁵⁵⁾ Gott des Vaters † Gott des Sohnes † Gott des hl. Geistes †.

Dies ist der eigentliche Schluss des Wundergebetes. Indes folgt noch die Zaubererzählung:

Moses¹⁵⁶⁾ ging über das rote Meer. Er sah in das heilige Land. Er sagte: Es müssen zerreißen¹⁵⁷⁾ alle Stücke, Wehr und Waffen. Es müssen sich verblenden alle Augen, die falsch auf mich blicken. Dass mir kein Streit vorgehe, dass mich kein Wasser überfalle, dass mich kein Sturmwind überfalle, dass mich kein Feuer beschädige, dass mir kein Mensch nichts entwenden kann, dass mir keine Herrschaft von rechtmässigen Sachen nichts abschlage, dass mich kein Messer schneide, es sei von Stahl oder Eisen¹⁵⁸⁾. Und lass mir geniessen den Kelch des Weines¹⁵⁹⁾ und das wahre Himmelsbrot, das Gott der Herr seinen Jüngern gab. Im Namen Gottes des Vaters etc.

Dann folgt noch ein aus dem Romanusbüchlein und älteren Quellen (oben 14, 436³⁾) bekannter biblischer Segen:

Der Segen, den Gott tat über den ersten Menschen, da er ihn geschaffen hat, gehe über mich! Der Segen, den Gott tat über den frommen Noah, gehe über mich! Der Segen <des> frommen Lot, als er aus dem Jordan kam, gehe über mich. Der Segen Gottes über Jakob und seinen Sohn Joseph gehe über mich! Der Segen Gottes über den Erzengel Gabriel, der Maria den Gruss brachte, gehe über mich! Der Segen Gottes über Joseph und Maria in Ägypten gehe über mich! Der Segen, der geschah und noch geschehen wird auf jegliche Tage, gehe über mich! Der Segen, der geschah und noch geschehen wird, helfe mir! O Jehova! du allerheiligste Dreifaltigkeit! Im Namen Gottes etc.

Es taten über mich geschwellen: ich nehme Gott zum Gesellen. Der Himmel sei meine Hülfe, die Erde mein Schutz¹⁶⁰⁾.

152) Nach dem versprengten Worte 'geschwitzt'. Aus diesem Worte schliesse ich dass das alsbald folgende Stück des Kugelsegens ursprünglich weiter hinaufgehörte, dorthin, wo es heisst: als die Blutstropfen, die Jesus am Ölberg geschwitzt, während die später folgende Wundererzählung, wie ohnehin klar, sofort an die Stelle von Pharao, die wir vorhin kennen gelernt, sich anschloss.

153) T denen.

154) Auffallendes Wort nach dem vorausgehenden 'Kugelband'.

155) T Nannen. Hier sind die Worte 'des h. Kreuz' gestrichen. Entweder dachte der Schreiber an den Reim 'Stamm', oder er hatte die nochmalige Niederschrift des gewöhnlichen Kreuzzeichens sparen wollen.

156) T Jesus; ebenso Zs. f. rhein. Vk. 8, 79. Die Korrektur scheint mir ganz sicher.

157) T gerissen.

158) In diesem Satze ist schliesslich der allgemeine Segen mit dem Waffensegen künstlich vermengt.

159) T den Wein, 'den' in 'des' korrigiert.

160) Entstellt aus der Formel: 'Der Himmel mein Hut, die Erde mein Schuh' (R. Köhler, Kleine Schriften 3, 558). Subjekt zu 'taten geschwellen' wird wohl 'Wellen' gewesen sein, des roten Meeres und der feindlichen Fluten, der bösen Gewalten. Vgl. Ps. 18, 7. 144, 7 und besonders 32, 6. Ähnlich, aber auf ganz andere Spurweisend Wuttke § 240.

O heilige Dreifaltigkeit, helfe mir heute und alle Zeit aus jeder Gefahr und Anliegen! Dazu helfe mir die hl. göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus seinen Martertod am Kreuze gelitten, <die Kraft> in seinem hl. Grabe, in welchem er selbst gelegen und von da glorreich erstanden ist¹⁶¹⁾ und das menschliche Geschlecht erlöst hat! Liebster Herr Heiland, entferne von mir alles Übel und erhalte mich an Seel und Leib! Das werde wahr im Namen Gottes des Vaters etc. Amen.

Die letzte Nummer meiner Sammlung ist ein Druck: 'Die heiligen sieben Himmelsriegel, welche ein frommer Einsiedler von seinem Schutzengel bekommen hat'. Mit Bewilligung der hohen Geistlichkeit zu Cöln zum Drucke befördert im Jahre 1750. — Also wieder ein Gebet, das unmittelbar aus dem Himmel stammt¹⁶²⁾. Indes sind die unter solchem Lockruf verkauften Gebetsformen ziemlich einwandfrei, wie auch die drei Holzschnitte, die als Zierde beigegeben sind. Auffallend ist hier ausser einigen altertümlichen Wendungen nur der Schluss, der trefflich zum Titel passt: O mein Jesu, mit deinem allerheiligsten bitterm Leiden und Sterben und mit deinen heiligen sieben Worten will ich N N meinen Leib und meine Seele auf ewig verriegeln. Amen. — Die Vignette darunter zeigt einen streitbaren Engel, an dessen Brust ein betender Mann kniet, wie er mit feurigem Schwert den Teufel aus dem Himmelsgewölke stürzt. Hervorheben will ich jedoch die Gebetstelle: dass ein Dornspitz deine heilige Hirnschale durchstoßen, abgebrochen und . . . stecken geblieben ist¹⁶³⁾. Aber ein Blumengarten des Aberglaubens und ein hübsches Gegenstück zur 'goldenen Schatzkammer' ist die vorgedruckte Aufpreisung¹⁶⁴⁾, welche also lautet:

Ihr fromme und andächtige Christen! ich bitte euch im Namen Jesu, ihr wollet anhören die grosse Kraft und Wirkung von den heiligen sieben Himmelsriegeln, die ein frommer Einsiedler von seinem Schutzengel bekommen hat, und als der fromme Einsiedler sterben wollte, so hat er die grosse Kraft von den heiligen sieben Himmelsriegeln. Ihro päpstlichen Heiligkeit Clemens XII.¹⁶⁵⁾ geoffenbart und gesprochen: Welcher Mensch die hl. 7 Himmelsriegel bei sich trägt, von diesem Menschen müssen alle bösen Geister, Teufel und Gespenster abweichen bei Tag und bei Nacht, und in welchem Haus die hl. 7 Himmelsriegel gedruckt liegen, in dieses Haus wird auch kein Donnerwetter einschlagen, und dieses Haus wird von allen Feuersbrünsten befreit sein; wenn aber ein Weib in Kindesnöten liegt (Wuttke § 245), so nehmet die hl. 7 Himmelsriegel, legt sie auf die Brust oder auf das Haupt, so wird sie ohne grosse Schmerzen gebären und mit einer lebendigen Leibesfrucht erfreut werden. Die hl. 7 Himmelsriegel sind auch zu Prag bei einem Weibe probiert worden, welche schon 5 tote Kinder auf die Welt geboren; als sie aber zum sechsten schwanger war und Kindesmutter werden sollte, so hat ihr die Hebamme die hl.

161) Man beachte den Anklang an den Schluss unsres vierten Gichtgebetes!

162) Über Himmelsbriefe vgl. oben 13, 164. 330; 16, 422.

163) Vgl. Anm. 98. Hier haben wir, mit anklingendem Reim, eine Wendung, welche jene sonderbaren Worte im Scheinfelder Gichtgebet (vom Nagel durch das heilige Haupt) vollauf klarzustellen geeignet ist.

164) Von hier aus lässt sich der Schluss, dass die Vorlage der Schatzkammer gedruckt war und wo im Drucke die anpreisende Erzählung stand, sehr wahrscheinlich machen.

165) Druck: Clemens.

7 Himmelsriegel auf das Haupt gelegt, und gleich wurde sie mit einer lebendigen Leibesfrucht erfreut. Die hl. 7 Himmelsriegel sind auch probiert worden bei einem Manne, welcher 8 Jahre mit 300 bösen Geistern besessen war; da nahm ein Geistlicher aus der Gesellschaft Jesu die hl. 7 Himmelsriegel und hat sie über die besessene Person gelesen und legte sie ihr auf das Haupt. Höret Wunder! Da sind die besessenen Geister augenblicklich aus ihm herausgefahren; und welcher Mensch die hl. 7 Himmelsriegel bei sich trägt, diesem will Christus drei Tage vor seinem Tode die Stunde offenbaren, wenn er sterben muss; wenn aber einer die hl. 7 Himmelsriegel betet und opfert das für seine verstorbenen Freunde oder andere arme Seelen auf, so kann er eine arme Seele aus dem Fegfeuer erlösen; und in welchem Hause die hl. 7 Himmelsriegel sind, in dieses Haus wird keine Pestilenz oder üble Krankheit einreissen, denn es soll kein Mensch sein, der die hl. 7 Himmelsriegel nicht bei sich trägt. Wer aber nicht lesen kann, der bete alle Feiertage¹⁶⁶⁾ 7 Vaterunser und Avemaria und einen Glauben zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi. Amen¹⁶⁷⁾.

Ende.

Als Anhang folgt hier ein Versuch, unter Benutzung der zahlreichen Reimspuren die uralten Zaubersprüche zu rekonstruieren. Mag ich hierbei den ewig verlorenen Originalen noch so ferne bleiben, eine Vorstellung davon, wie sie etwa ausgesehen haben mögen, glaube ich doch vermitteln zu können. Und das wird der Mühe wert sein.

1. Gott der Herr
Wollt über das Galiläische Meer.
Da kam er wohl vor das Anselhaus,
Dass die Anselmargaret ging heraus.
Da wollt er wissen, wohin sie ginge,
Nach welchem Dinge,
Und was sie etwan Böses antinge.
Das Weib sprach: Du weisst, o Herr,
In der Wildnis weil' ich nicht mehr;
Will zu Menschen gehn, gehn an die Gassen
Und dem Hans Michel sein Blut auslassen:
Das Vergicht soll in das Fleisch ihm laufen
Und soll ihm das Mark aus den Knochen
saugen;
Es soll ihm zerbrechen seine Bein.
Da sprach der Herr: Das soll nicht sein.
Das musst du nicht tun.
Und willst du nicht ruhn,
So musst hinaus zu manch altem Genoss,
Wo kein Stier weidet und kein Ross;
Du musst hinaus, wo kein Mann mäht
Und kein Hahn kräht.
Ausweichen musst in ein wilde Rohnen,
Wo weder Leut noch Vieh hinkommen.
Das helfe mir zu allen Stunden

Das Leiden Christi, seine fünf Wunden,
Der Dorn, den er im Haupt getragen,
Die Nägel, durch Hände und Füße geschlagen,
Und die hochheilige Dreifaltigkeit
Heute morgen und alle Zeit. Amen.

2. Sucht und Gicht waren
Über die grüne Au gefahren,
Begegnet ihnen St. Anna und spricht:
Wohin wollt ihr, Sucht und Gicht?
Sucht und Gicht sprachen: Wir wollen dahin
Zu N N und haben sein Gewinn.
Wir wollen in das Fleisch ihm laufen
Und wollen ihm das Blut aussaugen.
Da sprach St. Anna:
Du laufendes Gicht, du stehendes Gicht,
Du wachsendes Gicht, du hebendes Gicht,
Du Hirngicht, du Hauptgicht,
Du Fleischgicht, du Blutgicht,
Du Markgicht, du mankolisches Gicht,
Du Gicht über alle Gicht!
Bei Gottes Kraft und dem höchsten Bann,
Fahrt in ein wildes Geräumt von dann;
Dorthin, von wannen ihr kommen seid,

166) Scheint mir ein Druckfehler für 'Freitage'.

167) Die Himmelsriegel zitiert Wuttke (S. 192 Ende der Anm. zu § 259); aber seine Angaben stimmen nicht zu unserer Vorlage. Vgl. oben 2, 173, 6, 252, 13, 444. Zs. f. österreich. Volkskunde 14, 31.

Dahin fährt wieder auf alle Zeit!
 Das zoll' ich euch zu eurer Buss:
 Dazu die Kraft Gottes mir helfen muss.

3. Als Christ geboren, die Weil und Zeit,
 Ging unsere Frau durch die breite Heid
 Und führt ihr liebes Kind an der Hand.
 Allda sie böse Gesellen fand.

Des erschrak sie schier:
 Vergicht und Vergichtin begegneten ihr,
 Das wilde Vergicht und das alte Vergicht
 Und die zweiundsiebzig Vergicht.
 Wo wollt ihr hin? unsre Fraue spricht,
 Die sprachen: Wir wollen gehn an die
 Gassen

Und dem Hans Michel sein Blut lassen,
 Wir wollen ihm zerbrechen sein' Bein',
 Sie müssen wie die Bänderköpfel sein.
 Wir fahren frisch in sein Fleisch und
 lachen,

Dass wir ihn plagen und traurig machen.
 Unsere liebe Fraue spricht:
 Vergicht und Vergichtin, du Menschen-
 vergicht,

Geht gegen Jerusalem hinein:
 Da springen drei Brunnen,
 Der erste Wasser, der zweite Wildling,
 der dritt' ist Wein;
 Das alte Vergicht und die zweiundsiebzig
 Jungen

Die fahren alle darein!
 Das soll in Kraft Gottes gesprochen sein!

4a. Das war an einem Freitag,
 Dass unser Herr gemartert ward.
 So wahr das ist,
 So löse mich Herr Jesus Christ.
 Krampf, Gicht und Gegicht, sollt stille
 stehn!

Hals, Rücken, Schenkel, Arm, Bein,
 Was Glied an meinem Leibe sein,
 Da kannst du, Gicht, nicht weiter gehn,
 Es sei nun blind oder schmeidig,
 Es sei heil oder leidig.
 Das gebietet dir der Mann,
 Der seinen Tod am Kreuze nahm,
 Herr Jesus Christ,
 Der für uns dahingegeben ist.

4b. Als Jesus Christ am Kreuze hing,
 Da ging ein Rühren durch die Ding,
 Da regte sich alles, Laub und Gras

Und was sonst auf Erden was;
 Und all geschaffne Kreatur
 Beugt sich seiner grossen Natur.
 Da regt die Glut sich und die Flut,
 Auch unsres Herren Wasser und Blut,
 Was er allen Christen zuliebe tut.
 Für Sucht, Gicht und Gegicht ist das gut.

4c. Als am Kreuze hing sein heiliger Leib,
 Da lästerten die Juden schwer;
 Da sprachen die Juden: Herr,
 Hab du zuerst Krampf, Gicht und Gegicht.
 Jesus spricht:
 Krampf, Gicht und Gegicht ich nicht hab!
 Es bete das nun Mann oder Weib,
 So helfe ihm das heilige Kreuz:
 So helfe, als er erstanden vom Grab,
 Was Freuden er seiner Mutter gab!

5. Moses ging über das rote Meer.
 Er sah in das heilige Land, da sprach er:
 Es müssen zerreißen
 Alle Stücke!
 Es müssen von mir weichen
 Geschütz und Geschoss!
 Wehr und Waffen
 Sich nimmermehr haften!
 Und ihre Kraft verlieren,
 Als Pharao sie verlos.
 Dem geschah Wunder gross!
 So an Christi heiligen fünf Wunden
 Sei angerichtet und gebunden
 Das Geschoss!
 Dem muss vergehen
 Seine Kraft!
 Das muss ihm geschehen
 Durch den Mann, der verschafft
 Das Blut seiner heiligen rechten Hand
 Auf dieses (hochgesegnete) Band!

6. O Gicht, o Gicht, wie marterst du mich!
 Das klage ich Gott über dich,
 Das klage ich dem höchsten Namen,
 Das klage ich dem Mann,
 Der an des heiligen Kreuzes Stamm
 Seinen Tod unschuldig nahm;
 Das klage ich Jesus Christus. Amen.

7. Im Namen Jesus
 Greif ich dein Haut, greif ich dein Fleisch,
 Greif ich dein Bein, Mark und Blut:
 Das ist für 77 Schwinden gut.

Regensburg.

Koreanische Erzählungen.

Gesammelt von P. Dominicus Enshoff O. S. B.

(Schluss zu 21, 355—367.)

20. Frosch und Schlange. (Pak Peter, Arzt in Ansong, erzählt:) — Die Tiere kamen zur Versammlung. 'Wozu bist du auf der Welt? Was nützeest du?' — 'Ich rufe die Gnade des Himmels an,' sagte die Schlange und rieb die Hände¹⁾. Man liess sie gehen. Der Frosch musste angeben, was er tue, wozu er da sei. 'Ich hüpfе und springe, fange Heuschrecken und fresse sie, das tue ich,' so rühmte er sich. 'Aber du,' so fuhr er die Schlange an, 'wozu bist du da? Wahrlich zu gar nichts Rechtem, du stehst weit unter mir. Scher' dich hinter mich.' Die Schlange tat so; aber seit jener Zeit ist sie immer hinter dem Frosche her, er dient ihr als Nahrung.

21. Das Alter der Kröte. (Ouen Simon, 28 Jahre, verheiratet, Tabakhändler, erzählt:) — Vor Zeiten gab es einen Ziegenbock, der feierte den 60. Geburtstag seiner Mutter. Er rief alle Tiere zusammen und gab dem Ältesten den Ehrenplatz. Ein Fuchs galt als der Älteste, er habe die ganze Welt durchstreift, das meiste gesehen, er müsse deshalb als Ältester gelten. Die Kröte setzte sich beiseite, hielt die Hände vors Gesicht und weinte. Gefragt warum, sagte sie: 'Ich sehe im Geiste zwei gewaltige Bäume, und die Erinnerung macht mich weinen. Mein ältester Sohn hat sie gesät. Einen hat er umgehauen und einen Hammer daraus gemacht, mit welchem er die Sterne am Himmel befestigte. Den zweiten hieb er um, weil er einen Stiel zu der Wurfschaukel brauchte, um den Silberfluss am Himmel zuzumachen, dass er nicht ganz wegflesse.' Da erkannten alle, dass die Kröte die Älteste sei, und gaben ihr den Ehrenplatz²⁾.

22. Von einem, der treu sorgsam in den Riten war. (Kim Johannes, 18 Jahre alt, Schüler in Ansong, erzählt:) — Da der Grossvater krank war, suchte man Heilmittel, fand aber keine guten. Man riet, ihm den Enkel zu essen zu geben. Der war in einer Bonzerei, um schreiben zu lernen. Der Vater war zu dem Opfer bereit, die Mutter auch: 'Der Himmel wird uns segnen und uns einen anderen Sohn geben.' Sie gingen zur Bonzerei, ihr Söhnlein kam ihnen in dem Hofe entgegen, sie kochten ihn, und der Grossvater wurde gesund. Übers Jahr kam der Sohn, den sie doch dem Grossvater zu essen gegeben hatten, aus der Schule wieder zu seinen Eltern, und sie wunderten sich. Sie fragten in der Bonzerei nach, ihr Sohn sei doch vor einem Jahre gestorben, und nun komme er gesund wieder heim. Dort wusste man aber nur, dass der Knabe die ganze Zeit hindurch gelernt habe. Ein alter Bonze, der schon ganz vollkommen war und Vergangenheit wie Zukunft kannte, sagte ihnen: 'Der Gott der Berge hat die Verehrung gesehen, welche ihr gegen euren Vater hegt; er hat euch einen Ginseng in der Gestalt eures Sohnes gesandt, den habt ihr dem Vater gegeben; euer Sohn aber lebt. An dem Berge hinter der Bonzerei könnt ihr noch das Loch finden, wo der grosse Ginseng gestanden'³⁾.

1) Über die Bedeutung des Händereibens s. oben 21, 361 Anm. 2.

2) Der 60. Geburtstag ist nach chinesischer Sitte das grösste Fest, das ein Koreaner feiern kann. — Silberfluss ist die Milchstrasse.

3) Die Erzählung, deren Grundgedanke an die Belebung des versteinerten treuen

23. Bewährte Keuschheit. (Kim Heun go, Katechumen, Schüler in Ansong, 15 Jahre, verheiratet, Sohn eines Bauern, erzählt:) — Nahe beim kaiserlichen Palaste wohnten zwei Nachbarn; der eine hatte einen Sohn, der andre eine Tochter, beide etwa 12 Jahre alt, beide lernten Chinesisch. Laut sang der Knabe mit seiner hellen Stimme die Silben. Sie hörte es und lauschte und wollte ihn gerne sehen. Da er eines Abends bei Licht im Zimmer lernte, kletterte sie über die Mauer, ihn zu sehen. Als er sie kommen sah, fragte er: 'Wie kannst du, Kind einer adligen Familie, die Sitte soweit vergessen, dass du in unsern Garten, in mein Zimmer kommst?' — 'Deine schöne Stimme hat mich hergezogen, sie war schuld an meinem Fehler.' — 'Jeder Fehler verdient Strafe. Wenn ich deinem Vater deinen Fehler erzähle, so wirst du getötet. Hole Stecken! Ich will dich strafen.' Er schlug sie dann auf die Waden, bis das Blut kam. Sie dankte ihm, nahm die blutbefleckten Stecken mit nach Hause und barg sie sorgsam in ihrer Truhe. Niemand wusste von dem Vorfalle. Später wurde sie verheiratet und hatte eine zahlreiche Familie. Er brachte es weit durch seine Rechtschaffenheit und Klugheit und wurde der Zweite im Königreiche. Deshalb hatte er auch viele Feinde, die ihn zu verderben suchten.

Da er schon alt geworden war, ging er nachts, wenn er nicht schlafen konnte, im Hause umher, um zu sehen, ob alles in guter Ordnung sei. Da sah er eine kleine Enkelin, die im Schlafe die Decke verschoben hatte; mit seinem Stocke schob er sie wieder zurecht und ging weiter. Ein Böswilliger hatte dieses gesehen und klagte ihn schändlicher Dinge an. Der König wollte ihn nicht zum Tode verurteilen, nahm ihm aber alle seine Ämter und schickte ihn in die Verbannung. Der Greis suchte sich nicht zu verteidigen, er überliess es dem Himmel, ihn zu rechtfertigen.

Die drei Söhne der Nachbarin hatten hohe Stellungen im Palaste inne; sie erzählten zu Hause, was dem Freunde geschehen. Als dies die alte Mutter hörte, entnahm sie die alten, blutigen Stecken ihrem Koffer, zeigte sie den Söhnen und erzählte ihnen den Vorfall ihrer Jugend. Sie beschwor ihre Söhne, mit diesen Zeugen seiner untadeligen Tugend zum Könige zu gehen und ihm alles zu berichten. Die Söhne nahmen die Rutenbündel, begehrten Audienz vom Könige und erzählten ihm, was sie von der Mutter gehört. Der König erkannte die Unschuld des Mannes, der schon in der Jugend so strenge in Bewahrung der Tugend gewesen sei, und liess die Sache strenge untersuchen. Seine Unschuld stellte sich

Johannes bei Grimm KHM. 6 und an die Heilung des armen Heinrich durch Menschenblut erinnert, muss recht alt sein, da gegenwärtig die Bonzen keine Schulen halten; selbst für die Ausbildung ihrer eigenen Jünger und Nachfolger geschieht fast nichts. Auch in einer grossen Bonzerei mit 40 Bonzen fand ich keine Schule. — Ginseng (*Panax quinquefolium*) ist eine Knollenfrucht, ähnlich unseren Rüben. Die Wurzel enthält starke Arzneikräfte. Ihr Anbau wird hauptsächlich in der Gegend von Syongto betrieben, die Zubereitung ist Staatsmonopol. Ginseng wird auf sehr sorgfältig bereiteten Beeten mit Schattendach gezogen und alle Jahre umgepflanzt, sechs Jahre lang wenigstens. Ist die Wurzel stark genug, so wird sie nach Entfernung der Nebenwurzeln gewaschen, getrocknet und in der Sonne gebleicht; das ist der weisse Ginseng. Der rote Ginseng wird hergestellt durch Abkochen in Damuf, nach dem Trocknen wird er ungebleicht verpackt. Der Preis richtet sich nach der Dicke der Wurzeln, 30 Wurzeln z. B. auf ein Pfund ist noch gute Qualität für 9 bis 10 Yen = 20 Mk. Der ganze Verbrauch findet in China statt, wo man stärkere Wurzeln mit Gold aufwiegt. Nur die Nebenwurzeln — der Bart — und etwa im Gebirge gefundener wilder Ginseng darf in Korea in Privathesitz bleiben. Ein Christ fand 1909 eine Wurzel von 8 Unzen Gewicht, die er für 400 Yen = gut 800 Mk. in Seoul verkaufte.

heraus. Die falschen Ankläger aber wurden hingerichtet. Alle seine Ämter und Würden gab ihm der König wieder, und er wurde noch mehr geehrt als zuvor¹⁾.

24. Der kluge Sohn. (Kim Marcus, 24 Jahre, verheiratet, Diener des Paters, erzählt:) — Ein grosser Mandarin vor 15 Jahren hatte viele Beschützer in Seoul, er sog das Volk aus und bestrafte leichthin viele mit dem Tode. Im Winter befahl er dem ersten Diener der Statthalterei, einen Korb Erdbeeren zu holen. Traurig ging dieser heim, denn den Auftrag konnte er nicht ausführen, das Verderben war ihm sicher. Hätte er geantwortet: 'Jetzt gibt es aber keine Erdbeeren,' das wäre sein Tod gewesen.

Sein Söhnlein fragte ihn nach der Ursache der Traurigkeit. 'So ein kleiner Knabe braucht nicht alles zu wissen.' — 'Ein guter Sohn teilt die Freuden seiner Eltern, warum nicht auch deren Kummer?' Nun erzählte ihm denn der Vater von seinem Auftrage. 'O, das lässt sich schon machen,' tröstete er, 'iss nur erst mal!' und er brachte das Tischlein Reis. Der Achtjährige ging dann spielen, spielend auch in den Hof des Mandarins. Dem fiel das offene, kluge Gesicht des Kleinen auf, er fragte ihn, was er treibe. 'Mein Vater, der erste Diener der Statthalterei, ist krank; ich suche Heilmittel.' 'Was fehlt ihm denn?' 'Eine Viper hat ihn gebissen.' — 'Nicht möglich, jetzt im Winter gibt es keine Vipern; wo hat sie ihn denn gebissen?' — 'Im Gebirge, als er Erdbeeren suchte.' — 'Ach was, Vipern gibt es jetzt nicht.' — 'Wenn du, o Mandarin, so sicher bist, dass es jetzt keine Vipern gibt, dann gibt es jetzt auch keine Erdbeeren. Du hast aber doch meinem Vater befohlen, Erdbeeren zu bringen, du siehst, dass es unmöglich ist.' Der Mandarin erklärte sich für besiegt; er liess den Vater rufen und beglückwünschte ihn wegen der Klugheit seines Sohnes²⁾.

25. Die gebesserten Spieler. — Ein guter Mandarin hatte viele Spieler in seinem Bezirke, die wollte er bessern. Er liess sie kommen und redete ihnen väterlich zu, das verderbliche Spielen zu unterlassen. 'Ihr schadet dadurch euren Eltern, deren Liebe ihr verliert, schadet euch selbst, indem ihr alle Achtung einbüsst. Wenn ihr auch etwas gewinnt im Spiele, die Yen nützen euch nicht, die Liebe eurer Eltern wiederzugewinnen, noch die Gunst des Königs zu erlangen, noch auch die allgemeine Achtung wieder zu erwerben, lasset also das Spielen!' — Sie aber gingen hin und spielten wieder. Er liess sie rufen und verwarnte sie ein zweites Mal. So gelinde behandelt, liessen sie aber das Spielen erst recht nicht bleiben. Er liess sie wieder rufen und sagte: 'Schwört mir, dass ihr jetzt aufhören wollet!' 'Ich will der Sohn eines Hundes sein, wenn ich wieder spiele,' schwur der erste. 'Ich der Sohn eines Rindes,' gelobte der Zweite. 'Ah, das ist schön; schwöret alle: Sohn eines Rindes bin ich, wenn ich wieder spiele.' Er liess eine Urkunde anfertigen und alle ihr Siegel beisetzen.

Als sie nun doch wieder spielten, ging der Mandarin mit seiner Leibwache und mit der Urkunde zu ihnen. 'Ist dies dein Siegel?' — 'Ja.' — 'Hast du wieder

1) Chinesisch lernen alle Gebildeten in Korea, doch hat das Chinesische in Korea eine eigene Aussprache. Da viele Schriftzeichen verschiedene Form und Bedeutung aber gleiche Aussprache haben und nur durch den Ton sich unterscheiden, so muss das Chinesische laut gelernt werden. — Das koreanische Haus umschliesst hufeisenförmig einen inneren Hof. Der mittlere Teil hat gegen den Hof zu keine Mauer, sondern ist offene Halle, hier wird zumeist von den Frauen gearbeitet, im Sommer auch wohl geschlafen.

2) [Gehört zum Märchen von der klugen Bauerntochter, Grimm KHM. 94; Benfey, Kl. Schriften 3, 156. — Andres Ad absurdum führen bei Chauvin, Bibliographie arabe 6, 39. R. Köhler 1, 460. 486. 458. — Erdbeeren im Winter: Grimm, KHM. 13.]

gespielt?' — 'Ja.' — 'Nach eigenem Schwur bist du also jetzt Sohn eines Rindes. Greift ihn!' In dem Yamen wurde ihnen eine Schnur durch die Nase gezogen und ihr Preis nach ihrer Grösse festgesetzt. 'Führt sie auf den Markt zum Verkaufe!' Wie das Vieh gebunden und unter Schlägen wurden sie dahingeführt und zum Verkaufe ausgestellt. Da kamen eilends die Eltern und Verwandten, die Ihrigen loszukaufen, und sie mussten den festgesetzten Preis zahlen.

Der Mandarin fürchtete nun, dass man ihn der Gewalttätigkeit anklagen werde. Tag und Nacht ging er verkleidet in der Stadt herum, um zu hören, was es gebe; aber gespielt wurde nicht mehr¹⁾.

26. Lügenwette. (Kouon Peter, 17 Jahre alt, verheiratet, Schüler in Ansong, Sohn eines Bauern, erzählt:) — Ein Vater wollte als Schwiegersohn nur einen guten Erzähler haben. Er liess bekannt machen: 'Derjenige soll meine Tochter zur Frau bekommen, der mir drei gute Lügen erzählt.' Die erste und zweite Erzählung der Bewerber liess er meistens gelten, bei der dritten aber sagte er immer: 'Ja, das ist wahr, das ist nicht erlogen, also bekommst du meine Tochter nicht.' So führte er alle ab.

Da kam einer, der kannte die List des Vaters und wollte ihn überwinden. Sie kamen überein. Er stellte immer zuerst eine Frage und gab dann eine stärkere Lösung als der Vater, so musste es gelingen. 'Wie sät man bei euch den Reis?' — 'Man pflügt und ebnet sehr gut einen kleinen Platz, bewässert ihn sehr gut; so sät man bei uns den Reis.' — 'Bei uns macht man es auch so, nur legt man einen Rollvorhang aus Bambus hin und sät den Reis darauf. Durch die Zwischenräume der Stäbchen schlägt er seine Wurzeln, aber das Unkraut kann nicht wachsen.' — 'Das ist gut erfunden.' — Darauf fragte er: 'Wie erntet man bei euch den Reis?' — 'Man schneidet ihn, und dann wird er gedroschen.' — 'Bei uns,' erwiderte der Bewerber, 'hebt man einfach den Rollvorhang in die Höhe; das Stroh gleitet durch die Zwischenräume, die Körner bleiben darauf liegen.' — 'Ja, das ist gut erlogen; nun die dritte!' — 'Wenn ich nun eine gute dritte Lüge erzähle, bekomme ich dann deine Tochter zur Frau?' — 'Ja, gewiss.' — 'Gut, so höre! Voriges Jahr hat mein Vater dir 3000 Yen geliehen; ich bin gekommen, sie zu holen.' Jetzt war der Alte gefangen. Wenn er zugab, dass die Geschichte gut erfunden sei, so musste er ihm die Tochter geben; sagte er aber: 'Sie ist wahr,' so musste er 3000 Yen zahlen. Um dieses zu vermeiden, gab er ihm die Tochter zur Frau²⁾.

27. Der törichte Reiche. (Thoun Philipp, Bauer, 37 Jahre alt, in Tjang houon, erzählt:) — Es war einmal ein Mann, der ging mit seinem Bienenstock an dem Hause eines Reichen vorbei. Er glitt auf dem unebenen Wege aus, und der Bienenstock fiel zu Boden. Den Abhang des Hügels weiter hinunterrollend traf dieser einen Fasan, dieser starb dadurch. Der Reiche hatte zugeschaut und wollte nun den Bienenstock kaufen. Der Bauer verkaufte ihm diesen für 800 Ligaturen. Des anderen Tages ging der Reiche nun mit dem Bienenstock

1) Spiele, auch hohe Glücksspiele, bei denen Hab und Gut, Angehörige und Freiheit verloren gehen, sind in Korea nicht unbekannt. Es gibt mancherlei Arten von Brettspielen, auch Reise- und Würfelspiele. Bei dem Domino (ähnlich dem unsrigen) wurde auf die einzelnen Steine gewettet, so dass es jetzt in Korea allgemein verboten ist. — Jeder Koreaner, ausser den ganz Armen, führt sein Siegel. Es enthält in Holz, Horn oder Metall geschnitten die drei Namen des Besitzers und wird zu allen Bestätigungen, wie bei uns die Unterschrift, gebraucht.

2) [Verwandte Märchen bei R. Köhler 1, 322. 554.]

auf die Fasanenjagd. Er liess den Klotz fallen, dieser rollte den Abhang hinunter, traf aber keinen Fasan, sondern einen grossen Topf mit Kimtji. Den angerichteten Schaden musste er nun bezahlen. Zornig ging er zu dem Manne: 'Du hast mich betrogen, bei mir erlegt der Bienenstock keine Fasane. Gib mir mein Geld wieder!'

Der Bauer hatte dies vorausgesehen und am Morgen seinem Diener, der in den Wald ging Holz zu fällen, befohlen, den beladenen Ochsen allein heimgehen zu lassen und sich verborgen zu halten. Während er noch mit dem Reichen wegen des Bienenstockes verhandelte, kam der Ochse mit seiner Last Brennholz ganz allein in den Hof gegangen. Der Reiche wunderte sich darüber. 'O, der geht immer allein in den Wald, Holz zu suchen, und bringt es auch immer allein heim.' — 'Verkaufe ihn mir! Den muss ich haben.' — 'Nein, ich kann es nicht: ich bin ein armer Mann und habe nur den einen Ochsen.' Um so mehr wollte ihn der Reiche kaufen und bezahlte einen hohen Preis. Am anderen Morgen sagte er zu dem Ochsen: 'Geh und hole Holz!' Er band ihn los, und der Ochse ging wieder in das Haus seines früheren Herrn.

Lange wartete der Reiche auf die Rückkehr des Ochsen, endlich ging er zu dem Bauern und wollte sein Geld wieder haben. Der hatte in der Frühe schon seiner Frau gesagt: 'Gib dem kleinen Hunde Honig zu fressen,' denn er wollte den Reichen weiter anführen, 'noch mehr; noch mehr!' Als der Reiche nun kam, erzählte er ihm von dem Hündlein, das Honig machen könne. 'Sprechen wir nicht mehr von dem Ochsen! Den Hund muss ich haben, aber erst will ich ihn sehen.' Man brachte den kleinen Hund, den Wanst dick vollgepfropft. Der Mann drückte ihn von beiden Seiten, und es kam Honig heraus, wirklicher, echter, klarer Honig, wie ihn die Bienen machen. Der Reiche bezahlte einen sehr hohen Preis und ging froh nach Hause. Am anderen Tage rief er seine Freunde zusammen, ihnen den Honighund zu zeigen. Man drückte und quetschte ihn, aber er gab keinen Honig.

'Schlachte den alten Hund und binde seine Eingeweide um,' sagte der Bauer zu seiner Frau. 'Der Reiche wird wiederkommen und das Geld für Bienenstock, Ochse und Hund zurückverlangen. Dann sollst du dich in das Gespräch mischen, ich werde zornig und steche dich tot. Du fällst hin und lässt die Hundeeingeweide fallen. Nachher erwecke ich dich mit der alten Trompete wieder zum Leben.' — Alles geschah so, und als der Reiche die Frau wie tot daliegen sah und die blutigen Eingeweide, da fürchtete er, in die Untersuchung wegen des Mordes verwickelt zu werden. — 'Habe keine Angst,' sagte da der Bauer, 'ich verstehe mich darauf, Tote wieder lebendig zu machen.' Er holte die alte Trompete, blies damit über seine Frau; die erwachte, stand auf und ging wieder ins Frauengemach. Diese wunderbare Trompete wollte der Reiche nun haben. Der Bauer weigerte sich, aber um einen unglaublich hohen Preis gab er sie schliesslich doch her.

Zu Hause wollte dann der Reiche es gleich versuchen; er erstach seine Frau und blies mit der Trompete über sie hin, gerade so, wie es der Bauer gemacht hatte, aber sie erwachte nicht wieder zum Leben. Der Bauer hörte davon, und um nicht in Verlegenheit gebracht zu werden, liess er sagen, er sei gestorben. Seine Diener mussten das Grab herrichten, und er setzte sich hinein. Als nun der Reiche kam, sein Grab zu sehen, und sich dort hinsetzte, stach der andere ihn mit einem langen, spitzen Eisen. Erschrocken sprang der Reiche auf: 'Im Leben hast du mich so oft betrogen, und selbst im Tode gibst du mir keine Ruh,' so sprechend lief er davon. Heimlich verliess der Bauer das Grab und

begab sich, durch die Torheit des anderen nun selbst reich geworden, an einem anderen Ort¹⁾.

28. Der Berggeist. (J. Jacob, 16 Jahre, Diener in Ouen yon, erzählt:) — Ein Adliger niederen Grades erhielt den Posten als Gouverneur auf der Insel Quelpart. Er hörte, auf dem Gebirge Ha la san erscheine der Berggeist Shinson, und fragte seinen Diener, ob es wahr sei. Der Diener, gelangweilt durch die dumme Frage, beschloss, ihm einen Streich zu spielen, da er seine Leichtgläubigkeit erkannte. Er schickte zwei Knaben voraus, den einen mit einer Flöte, den anderen mit einem Trinkgefäß voll Pferdeharn. Dann begleitete der Diener seinen Herrn bis an den Berg, zeigte ihm den Weg hinauf und versprach zu warten, bis er wiederkäme.

Droben fing der eine Knabe die Flöte zu blasen an; in ihm meinte der Herr den Berggeist in menschlicher Gestalt zu sehen. Der fragte ihn, woher er komme. Demütig antwortete er: 'Ich bin der Mandarin.' — 'Hast du Durst?' — 'Wenn du gnädigst erlaubst, da du so gütig fragst, ja.' — 'Wenn du dies trinkst, so lebst du 1000 Jahre.' — 'Ist es gut?' — 'Ja.' — 'Willst du mehr?' — 'Ja', und er trank begierig den eklen Trank.

Inzwischen legte der Diener an den Platz, wo er warten sollte, einige alte Knochen hin, eilte nach Hause, strich das Yamen mit frischer Farbe an und hiess einen Trabanten die Mandarinatsgewänder anlegen.

Als der Mandarin nun vom Berge herabstieg, fand er nur noch die Knochen seines Dieners. 'Ah sieh, viele hundert Jahre war ich also bei dem Berggeist; mein treuer Diener hat mich immer erwartet, ist hier gestorben, nur seine modernden Gebeine sind noch da.' Das Mandarinenhause war ihm unkenntlich, ein anderer Mandarin waltete an seiner Stelle. Man bestätigte ihm: 'Ja, vor vielen hundert Jahren hat hier ein Mandarin deines Namens gelebt; aber der ist im Walde verschwunden, der ist wohl bei dem Berggeist geblieben.' — So ward er in seinem Glauben bestärkt und begab sich nach Seoul. Dort fand er sein Haus, aber seine Frau hielt er für seine Enkelin im 150. Grade, seine Schwiegertochter für 100 Generationen jünger. Doch überall wurde er verlacht²⁾.

29. Die drei Gesellen. (Tjō Joseph, 26 Jahre, verheiratet, Schüler in Ryon sou mak, erzählt:) — Der Schwachsinnige, der Idiot und der Trottel gingen zusammen ins Gebirge. Der eine sah ein Loch im Felsen und Bienen dabei und wollte den Honig essen. Er zwängte den Kopf in die Öffnung, konnte ihn aber nicht wieder herausbringen. Da zog der Zweite kräftig an seinen Beinen, er kam von dem Loche los, aber der Kopf ging ab. Da sagte der Dritte: 'Es ist doch merkwürdig, wie der seinen Kopf in dem Bienenstock lassen konnte.'

30. Das Pferdefutter. — An einer Schenke steht angeschrieben: Futter kostet 5 sen für Pferde mit langem Schwanz, 2½ sen für Pferde ohne Schwanz. Ein Reisender liest es, ohne es zu verstehen. Er fragt den Wirt danach. 'Pferde mit langem Schwanz fressen viel,' sagt der; 'die nur einen kurzen Schwanz haben, jagen die Fliegen mit dem Kopfe weg, sie fressen deshalb nur wenig.' — 'Schade,

1) Die Bienen werden in ausgehöhlten, etwa ½ m langen Baumstämmen gehalten. — 1 Ligatur = ⅓ Yen, vgl. oben 21, 359 Anm. — Die Beerdigung geschieht in Korea privatim, nur wenige Leute, meist die Diener, führen sie aus. — [Das Märchen gehört zum Kreise des Unibos oder Bürle: Grimm, KHM. 61; R. Köhler, Kl. Schriften 1, 230.]

2) Die Insel Quelpart liegt südwestlich von Korea. — [Über das hier verspottete unbemerkte Verstreichen der Zeit im Jenseits vgl. R. Köhler 2, 239. 428. Ein Dummkopf wird an seiner Identität irre bei Grimm, KHM. 34 'Die kluge Else' und Bolte-Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele 1895 S. *34.]

dass ich das nicht vorher gewusst habe; ich hätte meinem Pferde längst den Schwanz geschnitten.'

31. Kindermund. (Youn Johann, 16 Jahre, unverheiratet, Sohn eines Töpfers, Katechist, erzählt:) — Pang mun so ging im Lande umher, um als Gesandter des Königs das Volk zu besuchen, damit er wisse, wie es ihm gehe, was es treibe. Seine Dienstboten liess er daheim. Als Bettler verkleidet, traf er auf einem Hügel jemand, der ihn um Hilfe bat. 'Geh ins Erbsenfeld und verbirg dich dort!' — Es war im 9. Monate, und die Erbsen waren gross. Darauf kamen drei Leute mit Stöcken und fragten den Pang, ob er den Flüchtling nicht gesehen. — 'Nein.' — 'Er kam aber doch gerade dieses Weges, du betrügst uns,' und sie schlugen ihn. 'Er sitzt im Erbsenfeld,' schrie er vor Schmerz. Sie durchsuchten das Erbsenfeld, fanden ihn und schlugen ihn tot. — Pang erzählte dies Erlebnis seinen Freunden und war betrübt, dass er den Flüchtling nicht habe retten können. Der siebenjährige Sohn seines Freundes hörte zu und wunderte sich, wie jemand ein so hoher Beamter werden könne, ohne viel Klugheit zu haben. 'Wie hättest du es denn angestellt, den Flüchtling zu retten?' fragte man den Kleinen. 'Ich hätte mich blind gestellt!'

32. Der Trompeter. — Ein Trompeter schlief unter einem Baume bis zum Abend, denn er war betrunken. Da kam ein Tiger und wollte ihn fressen. Aber man weiss, dass der Tiger einen schlafenden Betrunkenen nicht mag. Er lief also zum Wasser, tauchte seinen Schwanz hinein und fuhr dann damit dem Mann übers Gesicht. Beim zweiten oder dritten Male erwachte dieser und merkte gleich mit Schrecken seine schlimme Lage. Waffen hatte er nicht bei sich. Aber schnell kam ihm ein Gedanke. Er stellte sich noch schlafend, und als der Tiger wiederkam und ihm das Gesicht mit dem nassen Wedel netzte, stiess er ihm seine Trompete hinten heftig in den Leib. Erschrocken sprang der Tiger davon. Aber wie er so heftig im Laufen atmete, ertönte hinter ihm immer die Trompete 'tuh, tuh,' und in immer grösserer Hast eilte der Tiger weiter. Ob er rechts oder links rannte, immer war es hinter ihm 'tuh, tuh'. Er strengte sich aufs äusserste an, zu entkommen, und sank schliesslich vor Erschöpfung tot zu Boden. So überlistete der Trompeter den Tiger²⁾.

33. Der Dieb. — Ein Dieb drang in ein Haus, um etwas zu stehlen. Der Hausherr merkte es, nahm seine Flinte und legte auf den Räuber an, ohne dass

1) Dieser Gebrauch, wonach der König von seinen Beamten zu wissen wünscht, wie es dem Volke gehe, scheint auch jetzt noch (vor der Annexion) in Korea zu bestehen. Im Juni 1909 konnte man in der offiziellen 'Seoulpress' lesen: der Kaiser habe die Minister berufen und befragt, wie es dem Volke gehe. Der Minister des Innern berichtete, dass es in der Bezahlung der Steuern Schwierigkeit finde, da die Japaner eine andere Art eingeführt hätten — (jedenfalls eine bessere und gleichmässiger als die frühere koreanische Erpressungswirtschaft); der Minister des Ackerbaues gab an, dass das Volk Besorgnis wegen der Ernte habe, da zu wenig Regen gefallen sei, viele Reisfelder seien nicht angepflanzt, viele Pflänzlinge vertrockneten. Der Kaiser befahl dann, dem Küchenchef zu sagen, dass er für den Abend nur eine einfache Suppe bereiten solle; er wolle fasten, um vom Himmel Regen für das Volk zu erlösen.

2) [Im mongolischen Siddhi-Kür Nr. 18 'Die verräterische Trompete' (Jülg, Mongolische Märchen 1868 S. 23. Orient und Occident 1, 116) erschreckt ein Dummkopf, der in einer Höhle übernachtet, die vor dieser lagernden Kaufleute auf die gleiche Weise durch einen Bauchwind, der die Öffnung der neben ihm liegenden Trompete trifft. Bei dem mächtigen Schalle fahren die Kaufleute entsetzt auf und eilen davon, ihre Ware im Stich lassend.]

er Pulver darin hatte. Da fiel der Spitzbube, in der Meinung, er sei getroffen, auf den Rücken, und da er so den Himmel erblickte, wunderte er sich, dass es auch in der Unterwelt Sterne gibt.

34. Unnötige Sorge. — Das Kind eines Dieners im Hause des Ministers spielt mit einem Geldstück und verschluckt es. Voll Schrecken fürchtet die Mutter, es müsse daran sterben, und bittet den Doktor um Hilfe. 'Dein Kind wird nicht sterben, weil es den Sen verschluckt hat. Dein Herr, der Minister, hat schon Tausende von Yen verschlungen und ist nicht daran gestorben.'

35. Der Brief. — Ein Adliger, welcher die koreanische Schrift nicht kannte, wurde Mandarin in einem Distrikte. Eines Tages erhielt er von seiner Frau, die noch in Seoul war, einen Brief. Er konnte ihn aber nicht lesen und gab ihn einem Diener, der ihm den Brief vorlesen sollte. Der Diener tat so, als ob er läse: Geht es dir gut? Sorgst du auch gut für deine 6 Diener? Da wurde der Mandarin zornig: 'Da hat meine Frau wohl nichts zu tun, dass sie mir so einen Brief schreibt!' Und er fügte noch andere Worte hinzu: 'Die Hände haue ich ihr ab, wenn ich zurückkomme.'

Die Diener lachten heimlich viel über den Spass¹⁾.

36. Der Leimkuchen. — Ein Landmann kam zum ersten Male in die Hauptstadt und ging da und dort hin. Da kam er an einem Leimladen vorbei, wo die Leimkuchen im Wasser lagen. Er fragte, was das in dem Wasser wäre. 'Leimkuchen' antwortete der Händler. Da er glaubte, es seien Kuchen, dachte er: Hunger habe ich, davon will ich mir kaufen. Und er kaufte für 5 sen und ass.

Ein Städter hatte ihn beobachtet, wie er umherging, und als er den Landmann den Leimkuchen essen sah, sagte er: 'Ach wie dumm ist der Bauer, frisst Leim, den er gekauft hat!'

'Dumm seid Ihr, mein Herr,' antwortete das pfliffige Bäuerlein, 'wenn Ihr nicht wisst, dass das Arznei ist. Die kalte Krankheit wird durch den Leim gleich geheilt.' 'So,' meinte der Städter, 'ich habe auch die Krankheit; wenn da Leim gut ist, werde ich auch Leim essen.' Er kaufte und ass. Dann stand der Bauer auf und sagte: 'Ich habe Leim gegessen aus Unwissenheit — aber ihr Städter wisst ja alles — warum hast du dich von einem Bauer überlisten lassen!' So hat sich der Bauer für den Spott an dem Städter gerächt.

37. Jägerlatein. — Ein Mann rühmt sich, dass er viele Tiger umgebracht. Jemand fragte ihn: 'Wie machst du denn das?' — 'Mit einem Strick,' antwortete er; 'wenn der Tiger auf mich losgeht, ziehe ich ihm den Hals zu, bis ihm der Atem ausgeht.' 'Ach, was verstehst du vom Tigertöten! Ich mache es noch einfacher: ich nehme eine Nadel und steche ihm in die Stirne.'

38. Wechselgeschäft. — Ein Bettler hört, dass man in dem neuen Bankhause wechselt. Da denkt er: 'Mein Rock ist schon recht alt und hat viele Löcher; ich will ihn gegen einen neuen umwechseln.' Gleich geht er in das Bankhaus und fragt: 'Wird hier gewechselt?' — 'Jawohl' ist die Antwort. 'Wenn dem so ist, so wechseln Sie mir gefälligst den Rock aus.' — 'Seid Ihr toll, Mann? Wechseln Sie hier denn Röcke? Wenn Sie Geld haben, das können Sie wechseln. Wenn Sie kein Geld haben, dann hinaus!' — 'Schade, das habe ich nicht gewusst. Ich dachte, dass man hier alles wechsele.'

1) Die koreanischen Schriftzeichen verachtete der an chinesischer Literatur gebildete; für Frauen und Sklaven seien sie gut genug.

39. Der Schuldner. — Jemand ist Geld schuldig. Eines Tages kommt der Gläubiger, sein Geld zu holen: 'Warum bezahlst du deine Schuld nicht?' — 'Hast du auch Schulden an andere Leute?' fragt der Schuldner. 'Nein, ich habe keine Schulden.' — 'Wozu brauchst du dann mein Geld? Warte ein wenig! Nach und nach werde ich dir meine Schuld bezahlen.'

Nach einiger Zeit kommt er wieder sein Geld verlangen. Da fragt der Schuldner wieder: 'Hast du auch Schulden?' — 'Ja, natürlich,' ist jetzt die Antwort. 'Warum bezahlst du denn deine Schulden nicht?' — 'Ach, ich habe kein Geld; wie soll ich da meine Schulden bezahlen?' Da sagt der Schuldner: 'Aus demselben Grunde kann ich jetzt nicht zahlen. Gewiss werde ich meine Schulden bezahlen, aber jetzt habe ich keinen Heller; wie könnte ich jetzt zahlen?'

40. Gefälligkeit. — Ein Literat wollte gern Geschichten lesen. Er ging zu einem anderen und bat, ihm ein Buch zu leihen. 'Lies nach Belieben in diesem Buche, aber lies bei mir! Denn ich kann das Buch nicht aus dem Hause geben.' So ging der Mann ohne Buch nach Hause.

Bald darauf kam der Nachbar zu dem Literaten und bat ihn um seine Giesskanne. 'Die Giesskanne kannst du nach Belieben benutzen, aber trag sie nicht fort! Wenn du begiessen willst, so komm zu mir und giesse nach Herzenslust!'

41. Der Schüler. — Ein kleiner Knabe geht zur Schule. Ein Mann sieht ihn und freut sich über den Kleinen, der schon sein Buch trägt. 'O mein Kleiner, du gehst zur Schule? So klein und schon in die Schule! Hast du schon viele Schriftzeichen gelernt?' 'O ja', sagt der, 'wenn der Lehrer unterrichtet, schaue ich auf den Hof und denke ans Spielen.'

42. Der Bart. — Ein Mann, der einen langen Bart hatte, lobte diesen sehr: 'Wenn man einen solchen Bart hat, so ist man angesehen bei allen Leuten und sehr vergnügt.' Ein anderer verspottet ihn und sagt: 'Unsere Ziege hat auch einen guten Bart, aber sie macht ein langes Gesicht und hört nicht.'

43. Der Hund. — Ein vornehmer Herr war auf dem Wege zu seinem älteren Bruder, um zu opfern, und trug eine Ahnentafel in dem Ärmel verborgen. Eine Frau, die ihren kleinen Hund verloren, trifft ihn und meint, er habe ihren kleinen Hund: 'Wie kann denn ein Ehrenmann einen Hund wegnehmen! Geben Sie ihn mir schnell wieder!' Ganz ruhig antwortet der Adlige, er habe ihren Hund nicht; aber sie will es nicht glauben und wiederholt mit Schreien ihr Verlangen. Da wird der andere zornig, zeigt ihr die Tafel und fragt: 'Ist das dein Hund?'

44. Der Grossvater. Ein Landmann geht in die Hauptstadt, um zu sehen und zu kaufen. Er gelangt bis auf die Hauptstrasse Tjong ho, dort grüsst ihn jemand und zeigt ihm dies und das und führt ihn da und dort hin. 'Wahrlich, das ist gut,' denkt der Bauer, 'komme ich da zum ersten Male in die Hauptstadt und treffe einen so freundlichen Mann. Wahrlich, in Seoul ist es gut.' Mit solchen Gedanken folgt er seinem Führer, und man kommt in ein grosses Haus. Das Haus ist ein Warenhaus, und es sind dort vielerlei Sachen. Der andere rät ihm dies und das zu kaufen und zeigt ihm mancherlei. Er fragt auch nach seinem Namen. 'Ich, ich bin der Vater von Kem toung.' 'Ach, wirklich,' sagt da sein Führer, 'sieh; ich bin der Grossvater von Kem toung.' Das freut den Bauer und er denkt sich: 'Das ist also ein Verwandter.' Mit Freuden kauft er ein und bezahlt, was man verlangt.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählt er: 'Da habe ich in Seoul einen Verwandten getroffen.' Sein Vater sagt: 'In Seoul? wie soll da ein Verwandter sein?' — 'Doch ja; jemand hat mich gefragt, wie ich heisse, und ich sagte: Ich

bin der Vater von Kem toun. Da sagte jener: Und ich bin der Grossvater von Kem toun.' Da wurde der Vater unwillig: 'Wie kannst du so reden? Verstehst du nicht, dass dich jener zum besten gehalten hat.' — 'Wieso denn?' 'Ach mein Sohn, ich bin doch der Grossvater von Kem toun, einen anderen Grossvater von Kem toun gibt es doch nicht — merkst du den Spott?' Da wurde der langsam Begreifende zornig, eilt auf den Weg nach Seoul zu und schimpft: 'Ah du Schurke, du Grossvater von Kem toun in Seoul!' und gibt ihm noch viele Schimpfnamen.

45. Der Räuber. — Der Diener eines Reichen traf auf dem Markte einen Räuber, der ihm alles Geld abnahm, das er bei sich trug. Jener hatte nämlich eine Pistole. Da sagte der Bediente: 'Ihrem Verlangen gemäss habe ich Ihnen nun mein Geld gegeben, gestatten Sie eine Bitte.' — 'Was willst du?' 'Ich wohne in dem Orte X und bin Diener beim Herrn Y. Schiessen Sie mir, bitte, ein Loch in meinen Rock, denn mein Herr glaubt mir sonst nicht, dass ich beraubt wurde.' 'Das kann geschehen,' sagt der Dieb und drückt los, aber es gibt kein Loch. 'Wo ist das Loch?' fragt der Beraubte und merkt, dass der Räuber keine Patronen hat. Da stürzt er sich auf ihn, nimmt ihm das Geld ab und verprügelt ihn ordentlich. — [Vgl. oben 17, 334¹ Guarna, *Bellum grammaticale* 1907 S. *24.]

46. Die Heilung. — Ein Mann hatte nur einen Sohn, und das Kind hatte immer Leibschmerzen. Deshalb hatte der Vater viele Sorge. Eines Tages kam ein Doktor, das Kind zu besuchen und sagte: 'Das wird gleich besser werden, lass mich nur machen!' Dem Vater ist es recht, und er lässt eine gute Tafel Reis herrichten. Der Doktor verlangt einen Eisendraht, etwa einen Fuss lang. Den sticht er dem Knaben in den Leib, wo es wehe tut, und das Kind stirbt. 'Das Kind stirbt doch nicht?' ruft voll Schrecken der Vater. 'Selbst wenn es stirbt, Leibschmerzen hat es aber nicht mehr.'

47. Die Schwiegertochter. — Eine Schwiegertochter ist nicht gescheit und beschränkten Verstandes. Sie beklagt sich über ihre Schwiegereltern und erzählt ihrer Freundin: 'Ich hatte Lust zu rauchen und nahm die Pfeife des Schwiegervaters; das wurde mir als Unrecht vorgehalten. Der Stiel an dem Häckselmesser ging los und traf den Schwiegervater im Gesicht; natürlich war ich schuld daran. Es war kein Sieb da, den gewaschenen Reis aus dem Wasser zu schöpfen, da nahm ich den Hut des Schwiegervaters; das war natürlich ein Verbrechen. Weil kein Herd da war, machte ich das Feuer in einem Mehlkorbe an; das war ihnen auch nicht recht. Ich kann ihnen also nichts recht machen, ich kann bei meinem Manne in dem Hause der Schwiegereltern nicht bleiben.'

48. Schwere Rechnung. — Ein Kind lernt und fragt seine Eltern: 'Was ist das: gestern, heute, morgen?' 'Gestern', so antwortet der Vater, 'ist der letzte Tag von den Tagen, die vorüber sind. Heute ist der Tag, wo wir jetzt sind, und morgen ist der erste Tag, wenn die Nacht herum ist.' Am anderen Morgen fragt das Kind: 'Ist nun jetzt morgen?' Die Eltern antworten, dass jedesmal der Tag, an welchem man ist, heute heisst. 'Warum habt ihr denn gestern gesagt, dass der Tag nach Verlauf der Nacht morgen heisse?'

49. Postzustellung. — Ein Briefträger kommt aus der Türe des Postgebäudes und trifft einen Freund: 'Wohin gehst du, mein Lieber?' — 'Schau, ich muss 50 li weit gehen, um nur diesen einen Brief abzugeben — ich habe keine Zeit.' — 'Ach was,' sagt der andere, 'was machst du dir Sorge? Wir haben uns so lange nicht gesehen, wir müssen zusammen eins trinken. Da drüben an dem Hause ist ja ein Briefkasten, da wirf den Brief hinein, und er wird richtig ankommen.'

50. Der Steg. — Zwei Wanderer kommen an einen Bach; der eine, recht lang von Statur, will einen Stein hineinstossen und fällt dabei auf den Rücken. 'Da wäre ich beinahe in das Wasser gefallen,' sagt er dann. 'Ist wohl nicht gut möglich,' meint der andere, 'du mußt sagen: über das Wasser gefallen; lang genug bist du dazu.'

51. Die Streichhölzer. — Jemand wollte die Lampe anzünden und hatte keine Streichhölzer. Er schickt sein Söhnchen, solche zu kaufen. 'Hast du gute Streichhölzer gekauft?' — 'Ja,' antwortet der Sohn, 'sie sind gut, ich habe sie alle versucht.' — [Wird in Berlin von einem Leutnant und seinem dummen Burschen erzählt.]

St. Ottilien, Post Geltendorf.

Kleine Mitteilungen.

Zur Entwicklungsgeschichte des Volks- und Kinderliedes.

I. Schlaf, Kindchen, schlaf. (Vgl. oben 21, 368—377.)¹⁾

Anhang.

In lockerer Verbindung mit der vorstehenden Betrachtung will ich hier eine Reihe von Wiegenreimen veröffentlichen, die es aus dem einen oder anderen Grunde verdienen; manche davon mögen oben Gesagtes belegen und erläutern, alle aber legen von der Unerschöpflichkeit und Wandlungsfähigkeit des Urthemas Zeugnis ab. Sie finden sich sämtlich in L. Erks handschriftlichem Nachlass, und zwar in dem Sammelkasten 'Deutsches Kinderbuch', Ms. fol. A 233 der Königl. Bibliothek zu Berlin: fast 300 einseitig beschriebene Folioblätter, ausserdem eine Reihe loser Zettel und zwei Umschläge mit solchen, 'Wiegenlieder' und 'Spiele' bezeichnet. Es scheint, dass Böhme diesen Sammelkasten, der seinem Hauptinhalt nach wohl einen Auszug aus Erks Hauptsammlung in 42 Foliobänden darstellt, nicht ausgenutzt hat. Vor die Wiegenlieder stelle ich ein paar Reime anderer Art, die in der Abhandlung erwähnt worden sind. Für die Erlaubnis, die Sammlung zu benutzen, spreche ich der Verwaltung der Musiksammlung der Königlichen Bibliothek meinen ergebensten Dank aus.

Mässig geschwind.



1. E-nen Berg'schen Fohrmann, De mott en Wa-gen han (han), Domet föhrt he den

Sprechton.



Berg hen-an, do-met föhrt he den Berg hen-an: Jö jö jö! o hüh!

1) Nachtrag: S. 372 zu 'Joseph, lieber Joseph mein' s. Tappert Nr. 18; Müller-Reuter, Die Legende von der h. Elisabeth, Kahnt 1907 S. 33f. — S. 374 zu Z. 3 s. oben 11, 333 (Braunschweig): zum Schwedenvers oben 7, 146 (Bukowina).

2. Ene Pitsche van Leder,
Vier breede Räder:
Domet . . .

3. Enen Keel van Lappen,
Vier starke Rappen:
Domet . . .

Blatt 267, Spiel aus Barmen. — S. o. S. 373 Anm. 2. Böhme a. a. O. gibt weder Singweise noch strophische Gliederung. Erk und Böhme 3 bei Nr. 1141 als Trinklied aus einer Leipziger Studentenkomödie vom Jahre 1770. Nachklänge im heutigen Kinderliede: Züricher Nr. 197, Brenner, Baslerische Kinder- und Volksreime Nr. 38, Frischbier Nr. 136.

Ende.

2. 

Da o - ben auf dem Schloss, Es hat ein goldnes Schildchen auf, Da
Da steht das schönste Ross;


steht sein schön-er Na- me drauf. Von vorn.

Blatt 124; Nebenform zu S. 376 Nr. 1. Die Weise, eine Abänderung zu 'Schlaf, Kindchen, schlaf', ist am nächsten mit 'Bukoh von Halberstadt' verwandt, siehe Böhme 1 Nr. 121 ff., Lewalter und Schläger Nr. 6, aber auch sonst im Kinderlied vorhanden, s. z. B. oben 17, 410 Nr. 186; das Studentenlied 'Alles schweige' hat sich deutlich daran angelehnt, wie auch 'Lilie der Unschuld' 1798 von Chr. G. Neefe, dem Lehrer Beethovens (Friedländer I, 1, 234).

Ende.

3. 

Heis - sa fi - dum! Spël-man syn Sa-del-perd Sind nich drei Da-ler wêrt!
Spël-man sin Jung, Von vorn.

Bl. 101 aus Hamburg, durch Hoffmann von Fallersleben. Dazu Bl. 110 aus Mecklenburg, mit Hinweis auf Frommann 5, 283:

Juchheissa fidum!	De kann göd marschiren.
Den Spillmann sin Jung,	Den Spillman sin Sädelpird
Den Spillmann sin Dirn,	Is nich 'n Däler wirt.

Endlich Bl. 175 als Trommelliedchen, mit Hinweis auf die plattdeutsche Fassung Köhler 24:

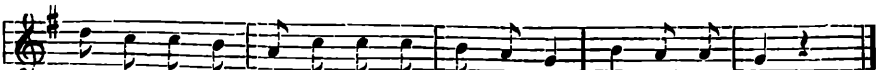
Bum bum bum,
Pfeifer sein Jung,
Pfeifer sein Sattelpferd
Ist nicht drei Taler wert.

Vgl. Wegener 1 Nr. 126, Schumann Nr. 91, Spiess, Volkstümliches aus dem Hennebergischen S. 68 Nr. 24; Wegener 134 angehängt an 'Janmann wull rieden', ebenso Böhme 1 Nr. 1247 nach Bremer KR. 15. Die Weise ist wesentlich gleich der von 'Winter, ade', s. o. S. 376.

4a. Schlaf, Kindlein, schlaf!	Bringt dir 'n Sack voll Blümmercher.
Dein Vater hüt die Schaf,	Schlaf, Kindlein, schlaf!
Deine Mutter hüt die Lämmercher,	

Umschlag 'Wiegenlieder', aus Offenthal bei Frankfurt a. M. Zu S. 369 Nr. 1, dazu noch Thyriot, Beiträge zur Kulturgeschichte meiner Vaterstadt Hanau S. 5 Nr. 1. Andere Fassung mit der Verweisung 'Wünschelrute' 1818 S. 184:

4b. Slap, Kinneken, slap!
Din Vader hüdd de Schaap,
Dine Mutter hüdd de bunte Mukau,
Slap, Kinneken, un dau de Ogen tau!

5. 
Schläp, Kindken, schläp! Din Vã - ra hõt dei Schãp, Dîn Mut-ta sitt in'

Ro-sen-gãrn Un het dei bun-ta Gaus va-lorn. Schläp, Kindken, schläp!

Umschlag 'Wiegenlieder', aus Treptow a. d. Tollense. Zu Böhme 1 Nr. 17f. Die Weise gehört mit der nächsten zum häufigsten Typus, sehr ähnlich Böhme 1 Nr. 16.

Mässig.

6. 
Schlôf, Kind-la, schlôf! Die Lammla schlôfa ôch. Die Lammla und die Ziegla, die

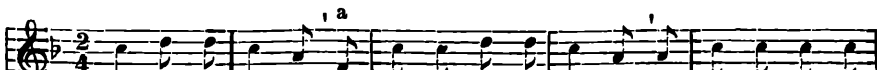
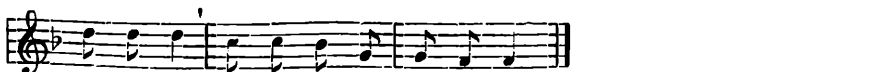
soll'n dos Kin - dla wie - ga. Schlôf, Kindla, schlôf!

Umschlag 'Wiegenlieder', aus Rosenbach, Kreis Frankenstein, Schlesien.

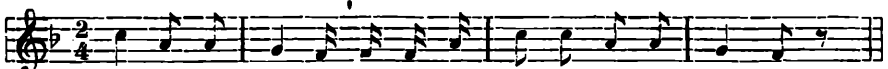
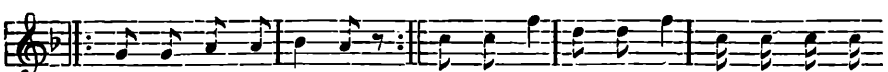
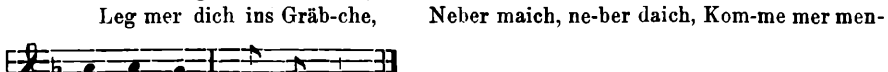
7. Schlafe, Kindlein, schlafe nun,
Sollst in Gottes Frieden ruhn,
Denn die lieben Engelein
Wollen deine Wächter sein.

Umschlag 'Wiegenlieder', mit folgender Anführung: Sie sang ihr ältestes Lied . . . , ihren Wiegengesang, das Einzige, was sie aus ihrer frühesten Kindheit behalten hatte: . . . E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, Berlin 1818, S. 303.

Zur zweiten Hälfte vgl. Müller S. 173 Nr. 5.

8. 
Schlaf, Kindlein, ger-ne! Jetzt leuchten dir die Ster-ne, Jetzt leuch-tet dir der

Mondenschein: Kindlein, du mußt frömmer sein!

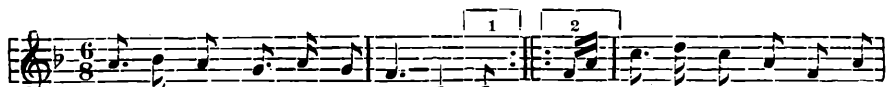
Umschlag 'Wiegenlieder', brandenburgisch. Ähnlich schon 1751: oben S. 371². Hier verläuft die Weise zunächst in dem einförmigen, beim Spiel vorherrschenden Sing-sang, während die letzten vier Takte eine in Tanzliedchen häufige Ausgestaltung zeigen.

9. 
 Schloaf, Kindche, bo-a-le! Der lie-be Herr-gott wird dich ho-a-le;

 In em grü-ne Läd-che,
 Leg mer dich ins Gräb-che, Neber maich, ne-ber daich, Kom-me mer men-

 an - ner ins Him-mel-reich.

Text = Böhme 1 Nr. 122c; Weise bei Erk, Umschlag 'Wiegenlieder'. — Ausser dem bei Böhme und Bode S. 187 Angegebenen vgl. noch Müller S. 173 Nr. 6, oben 4, 54 ff. 88 f.

10. Schlaf, Kindchen, wohle! Essen die kleinen Kinder gern.
 Zucker wollen wir holer; Zucker, Rosinen und Nüsserchen,
 Zucker, Rosinen und Mandelkern Das Kind schläft auf sein' Kisserchen.

Umschlag 'Wiegenlieder'. Von der dritten Zeile an häufig wiederkehrende Wendungen, s. z. B. Böhme 1 Nr. 36, 79 usw., dazu Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen Nr. 21, Dillmann Nr. 14, Schollen, Volkstümliches aus Aachen Nr. 13.

11. 
 Schlaf, mein lieb Kindchen, schlaf bal-de! Die
 Vö - ge - lein flie - gen im Wal-de; Sie flie - gen im Wal-de wohl
 Und bringen mein Kindchen die

 auf und nie - der
 Ru - he bald wie - der. Schlaf, mein lieb Kindchen, schlaf bal - de!

Umschlag 'Wiegenlieder', aus Treptow in Vorpommern [Friedländer, Wiegenlieder Nr. 15]. Text zu Böhme 1 Nr. 27 Str. 2, Nr. 31, Anhang Nr. 2 usw. — In der Weise ist die Ausgestaltung des Hauptthemas bemerkenswert: die angeblich von Mozart herrührende Vertonung zu Gotters 'Schlafe, mein Prinzchen' trifft fast genau damit zusammen.

Anderer Text aus dem Samlande, ebenda:

Schläp, mīn Kindke, schlāp bōlt!
 De Vagelkes singe ōm Wōlt;
 Se singe woll op de grōne Äst,
 Schläp, mīn Kindke, schlāp man fest!

12. Deie deie suse,
 Mīn Kind is nich to Huse.
 Mīn Kind is na êr Grôtnoder gān:
 Ward se nich bald wedder kām?

Ebenda, aus Holstein.

13a. Sause, Kingche, sause! Engel sollen bei ihm sein.
 Kätzche will net mause; Sause, Kingche, sause!
 Kingche will net schlāfen ein, Kätzche will net mause.

Ebenda, aus Alsfeld im Schwalmgrund. Zu Böhme 1 Nr. 56, 64, Friedländer, Wiegenlieder Nr. 12. Zwei weitere Texte aus Salchendorf bei Siegen und Bonn:

13b. Heige beie bose,
Det Kätzche woll net mouse.

Da wümmet et of det Schwänzche schlon,
Da sall et da wol mouse.

13c. Heijä popuse,

Dat Kätzche will(t) nit muse.

Dann wellmet up dat Sterzche schlän,

Dann sall het liëre muse gän.

14a. Sause, Ninne, sause!

Der Tod steht hinterm Hause,

Er hat ein lang weiß Hemdchen an,

Er will unser Kindechen mit sich habn.

Ebenda, aus Sommerfeld bei Guben. Zu Böhme 1 Nr. 61, Hoffmanns Findlinge S. 109, Firmenich 2, 361 (nach Meinert); Dähnhardt, Volkstümliches 2, 149 Nr. 1, oben 5, 214ff. 17 S. 395 Nr. 134a, Hruschka-Toischer S. 393f. Anderer Text aus Jauernig:

14b. Hunne, trutte, sause!
Der Tüt stit henderm Hause,
Dort henderm äla Hause,

A hôd'n langa Kittel an,
A wil d' bisa Jongla hân.
Hunne, trutte, sause!

15a.

Su - se, Läm-me-ken, su - se! Wûe
wôäht denn Pe - ter Kru-se? - Wûe de blan-ken Tübbekens stoähn
Un de witte[n] Lämmerkens goähn,

In den blan-ken Hu - se,
Doä wôäht Pe-ter Kru-se!

Ebenda, aus Ketzin bei Nauen. Bemerkung: Tübbeken = Handfass. Zu Böhme 1 Nr. 65, Oldenburger Kinderreime S. 82 usw.; in manchen Fassungen scheint Verwandtschaft mit 'Heio, wärn wir do' Böhme 1 Nr. 115 usw. und dem mittelalterlichen Weihnachtslied 'In dulci jubilo' (Erk und Böhme 3 Nr. 1729) erkennbar. — Anderer Text aus Hamburg:

15b. Ei ja Brumsuse!

Wo wahnt denn Peter Kruse?

In de Sanct-Marien-Strât,

Wo all lütte Gôrn up Tüffeln gäht.

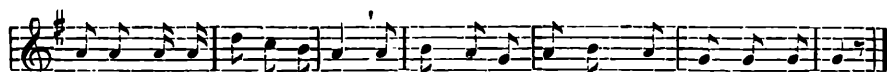
16. Eia im Holte,
Da weiht de Wind so stolte,
Ut den Holt int graune (!) Gras,

Da de gälen Bleumkens waßt,
Dei schall dat Kinneken plücken
In sine lütje Slüppen.

Umschlag 'Wiegenlieder', mit Verweisung auf 'Wünschelrute' 1818 S. 196. Vgl. Nr. 17c.

Mässig.

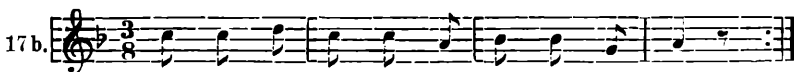
Ei-chen po-lei-chen, was nis-telt im Stroh? Die
Gänschen sein bar-fuss und ha-ben kei-ne Schuh. Der Schu-ster hat



Le-der, kei-ne Leisten da-zu, Da schreien die Gänschen wohl auch noch da-zu!
(Sonst hät-ten die Gänschenschon längst ein Paar Schuh).

Ebenda, aus Eisleben. Zu Böhme 1 Nr. 50—55 usw.

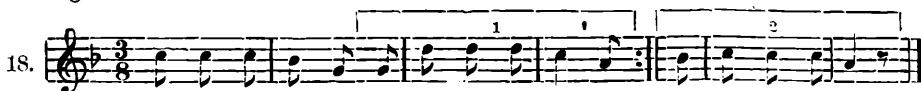
Zwei weitere Texte aus Donauwörth und Rieben bei Beelitz:



Ei - a pu - pei - a, klans Kin - derl im Stroh,
Wennst' nur bald schlä-fen tätst, wär i recht froh.

17c. Suse, Putthünniken, wat ruschelt in't Strauh?
Det sin die Hilgänskene (!), die fröten keen Strauh;
Die freten im Sommer det grüne Gras,
Wat up die hoje Berge waßt.

Vgl. Nr. 16.



Hai - jo bo - bai - jo, was rap - pelt im Stroh? 'es
Kätz-che is g'stor-we, — — — — — 'es Mäus-che is froh.

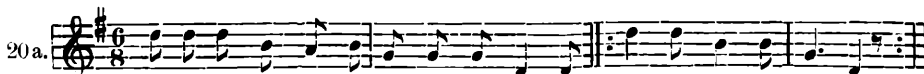
Ebenda, aus Reichenbach und Lindenfels im Odenwald; derselbe Text hochdeutsch aus Messel, Alsbach, Egelsbach bei Darmstadt. Zu Böhme 1 Nr. 86 usw.

19a. Eia poleia, sla Kūkeken dot!
Sla's up dat Köppeken,
Streck 's in dat Pöttken.
Eia poleia, sla Kūkeken dot!

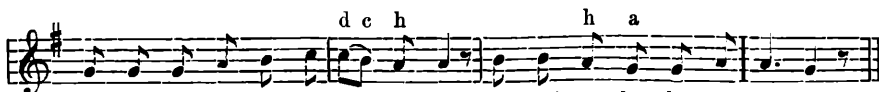
Ebenda, o. O. Zu Böhme 1 Nr. 78 und besonders 93.

Dazu Nebenform mit der Verweisung 'Wünschelrute' 1818 S. 184:

19b. Eia popeia, slat Kūkelken dod,
Krieg et in en Pöttken, sau ward et nicht groot.
Wat schöll wi denn mit den Fedderkens dauhn?
Da will me 'nen Kūsen von maken,
Da schall dat lütke Kinneken up slapen.

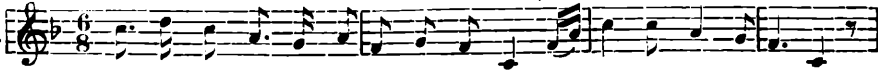


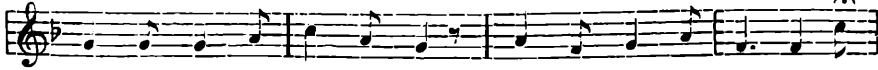
Hul-der te bul-der, de Wa-gen löpt wech, De Pe - re sint ver-drun-ken
In dem dei-pen Sum-pe!

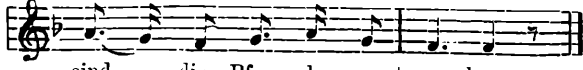


Wan-ne! wo we - ne de Kutschenknecht, Wanne! wo vlau-ke de Jun-ker!

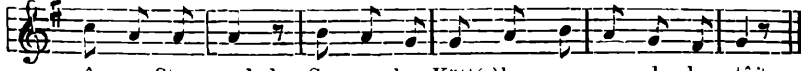
Blatt 268, aus Fallersleben; nicht ausdrücklich als Wiegenlied bezeichnet, aber der Weise nach unverkennbar daher gekommen und nahe mit 'Bukoh von Halberstadt' verwandt. Zu Böhme 1 Nr. 427f. usw. — Anderer Text aus Ilseburg, Umschlag 'Wiegenlieder':

20b. 
Hol-der die bol-der, die Wagen sind fort, die Pfer-de sind ertrun-ken!


Zwischen hier und Mag-de-burg In dem tie-fen Sum-pfe, Da

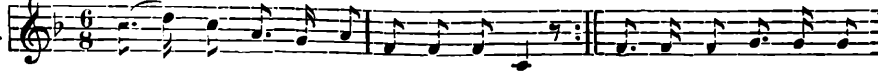

sind die Pfer-de er-trun-ken.

21a. 
Su-se bus Kä-tt(e)-ken läip ü-ber den Damm,
Had-de man ê-nen Strumphö-se-ken an, E-nen Strumphö-se-ken,

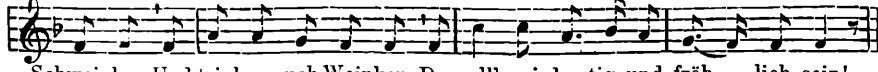

ê-nen Strumpschoh: Su-se bus Kätt(e)ken, wor wus du hen-tô?

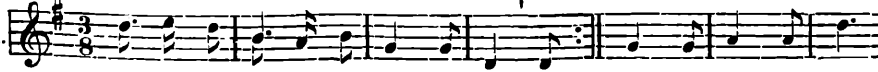
Umschlag 'Wiegenlieder', Ravensbergisch. Zu Böhme 1, 669—673, 147 usw.

Ebenda folgende Nebenform aus Potsdam:

21b. 
Mi-se-mau-Kätzken rennt ü-ber den Damm,
Hat ein gri-set-grau Rök-ke-ken an. Mi-se-mau-Kätzken, wo


willst du denn hin? Geh[c] zu Gross-va-ters Hü-se-ken hin; Da schlachten se'n


Schweinken Und trinken auch Weinken, Da woll'n wir lu-stig und fröh-lich sein!

22a. 
Ei-chen Bo-leichen, Bo-lin-ni-chen, Der
Fuchs der frass das Hün-ni-chen, Er frass's bis auf den Ma-


gen Und sagt', ich sollt's nicht sa-gen.

Umschlag 'Wiegenlieder', Gegend von Weissenfels. Zu Böhme 1 Nr. 690, Wegener 3 Nr. 1033, Dunger Nr. 329f., Müller S. 188, 220, Dähnhardt 1 Nr. 4 (vgl. auch Böhme 1 Nr. 95 und 552). — Ebenda andere Fassung aus Treuenbrietzen:

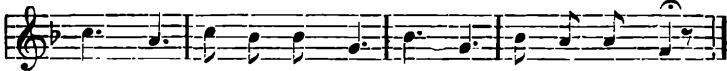
22a. Ru ru Rinnekin,
Der Fuchs der fraß en Hinnekin;
Er fraß et nich allêne,
Det Kind det krigte die Bêne.

23. Su sa Sännchen,
Ech weiß en Duvennestchen:
Die Älen die sing drus geflöähen,
Die Jongen die hucken am Nestchen.

Mässig langsam.

24. 

Da hin-ter dem Ber-ge, Da ge-het kein Wind,
Da sit-zet Ma - ri - a und wie-get ihr Kind. Bo-bon - hai - o (?),



Hai - o, wä-re mir do! Hai - o, wä-re mir do!

Umschlag 'Wiegenlieder', aus Bernkastel. Zu Böhme 1 Nr. 128f. Hier liegt die Verwandtschaft mit 'In dulci jubilo', auf die schon bei Nr. 15 hingedeutet wurde, klar zutage.

25a. 

Ich ha - be mein Trudchen wohl schlafen ge-legt, Ich hab sie mit ro - ten



Ro - sen be-kränzt, Mit ro - ten Ro - sen und weis-sem Klee: Trudchen wird
(bestrüt?)



schla-fen bis mor - gen früh.

Umschlag 'Wiegenlieder', aus Grünberg i. Schl. Zu Böhme 1 Nr. 97, Anhang Nr. 8; die Umdichtung in geistlichem Sinne Wunderhorn 3, Anhang S. 67 Str. 2, Böhme 1 Nr. 1568 gibt Erk ebenda mit einer Weise, die dem Urthema wieder näher steht:

25b. 

Hab ich mein Kind-lein schlafen ge - legt,
Hab es mit Walte Gott Va-ter! ge - deckt. Das wal-te Gott Va-ter, Sohn,



hei - li - ger Geist, Der mir mein Kindlein trän - ket und speist.

Hierzu wieder eine musikalisch wunderschöne Seitenform aus Düsseldorf mit der Anmerkung: 30. Aug. 1875. Alt! Schon die Urgrossmutter der Frau Dr. Mieck sang's [Friedländer, Wiegenlieder Nr. 3]:

Mässig langsam.

26. 
 O nöh - ke - ni nöh - ke - ni nô; | Al - le En - gel Gottes be-

 hü - ten dich jö. Be - hüt' dich Gott Va - ter, Gott Sohn und Gott

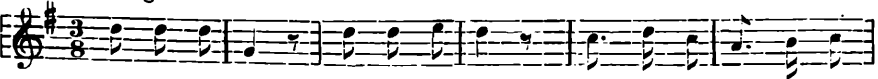
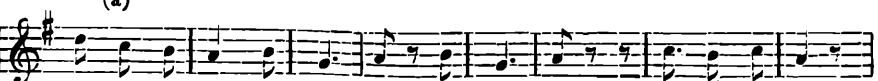
 bei - li - ger Geist, Der mein lieb Kind - chen trän - ket und speist, speist.

‘Beim Schaukeln auf dem Arm’:

27. Hosche, hosche, hosche!
 Gelten die Mäd'el en Grosche,
 Gelten die Bübel noch viel mehr:
 Gebt mir gleich mein Bübel her!

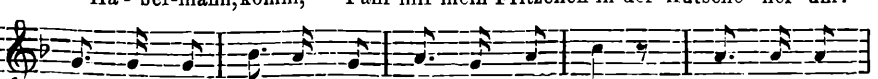
Ebenda, o. O. Vgl. Thyriot 9 Nr. 5.

Mässig.

28a. 
 Hemmelche, komm, Schlag mer die Trumm, Fahr mer mei Lieb - che im
 (a)

 Kutschelche rum, Spa - zie - re, spa - zie - re! Werf mer's nit um,

 Werf mer's nit um, Dass ich nit um mein lieb Lis - beth - che kumm.

Ebenda, aus der Pfalz, zu Böhme 1 Nr. 300ff. Sicherlich in seiner Art ein Prachtstück! — Dazu folgende Nebenform aus dem Hannöverschen (vgl. Böhme 1 Nr. 581):

28b. 
 Bom - ber - lom bom,
 Ha - ber - mann, komm, Fahr mir mein Fritzchen in der Kutsche her - um!

 Scheu - ert die Tel - ler und fe - get das Haus! Heu - te kommt

 Fritzchen sein Schätzchen zu Haus.

‘Wenn das Kind nicht zu Bett will’:

29. 

Noh Bed-de - Bedde- watt, noh Bed-de- Bed-de-watt, All noh de Rom-mels-tä - schen! On we - ste niet noh Bed - de - Bed - de - watt, Dann ste - ken we dech en de Ä - schen.

Ebenda, aus Mörs.

30a. Suse, mein Gretche, suse,
Schläfst oder was tustest?
„Ach meine Frau Mutter,
Ich stosse die Butter,
Ich kehre das Haus,
Ich strubbe die Maus
Und mache mein Kindeche ein Hemdeche
daraus.“

30b. Suse, Margrete, was tustest?
Schläfst du oder ruhstest?
„Nein, Frau Mutter,
Ich wasche die Butter,
Ich kehre das Haus,
Ich strippe die Maus
Und mache dem Kind ein Paar Schükelchen
draus.“

Umschlag ‘Wiegenlieder’ a) aus Egelsbach bei Darmstadt, b) aus Hessen. — Ein Wiegenlied ist das ursprünglich nicht, aber ebensowenig ein blosser Neckreim wie die nahverwandte Fassung Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder Nr. 284; es scheint vielmehr zu einem Märchen zu gehören. Aus Erks KB. noch Blatt 132 von der Mittelmösel:

30c. Anna Margrethche, was tustest?
„Ich sitze beim Feuer und huste.
Ich kehre die Stube, ich strippe die Maus
Und mache dem Kindeche Paar Händschelcher draus.“

Endlich Bl. 156 vom Vogelsberg als Spottreim auf ein Kind, das nicht ‘mitsein’ will:

30d. Geh nur nach Haus
Und fang die Maus
Und mach dei’m Ellerknänn ’ne Pelzkapp draus!

Hier erinnert der Vers an den scherzhaften Märchenschlussreim bei Schön, Kinderlieder des Saarbrücker Landes S. 12: Das Märche iß aus, Dort drowwe lauft die Maus, Wer se fangt, soll sich e Belzkäppche draus mache. Vgl. auch Schollen Nr. 93. Dunger Nr. 270. Hruschka-Toischer S. 376 Nr. 957.

31. 

Kätzchen, marsch! lauf vor die Tür, Lass mein’ (Robert) schlafen!
Sonst hol ich die Rut’ her-für Und muss Kätz-chen strafen.



Ebenda, aus Prinzlow in der Uckermark [Friedländer, Wiegenlieder Nr. 7].
Offenbar Kunstdichtung, vgl. aber Böhme 1 Nr. 803. Zur Weise vgl. 'Gestern
Abend ging ich aus', Erk-Böhme 1 Nr. 167.

Eschwege a. d. Werra.

Georg Schläger.

Der Tau im Glauben und in der Sage der Provinz Posen.

1. Wie der Tau entsteht¹⁾.

In manchen Gegenden sind die Leute der Meinung, dass der Tau nichts anderes sei als die Tränen der Engel und der Seelen im Fegefeuer, die sie über die Sünden der Menschen auf Erden vergießen; und wenn manchmal kein Tau fällt, so beruhe das darauf, dass die Menschen an diesem Tage viel gesündigt haben und dann die Tränen nicht ausreichen. Deshalb gilt auch der Tau in den Augen der einfachen Leute als heilig; ja sie schreiben ihm sogar die Kraft zu, dass er Augenleiden und ähnliche Krankheiten heilen könne. Die Weiber sammeln aus diesem Grunde den Tau auch in Flaschen, um ihn bei Krankheiten verwenden zu können.

2. Der Tau im Volksglauben.

1. Im Monat Mai muss man den Tau von den Blättern auffangen, ihn reinigen und aufbewahren. Dieser Tau soll ein gutes Augenwasser sein. (Der Glaube ist allgemein. In den Maitagen ist das Wasser des Marienbrunnens zu Glatz heilkräftig, s. M. Klose, Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz S. 13; vgl. auch S. 76 und 107; Sébillot, Folklore de France 1, 94).

2. Der Tau soll ein gutes Mittel gegen Sommersprossen sein. (Ebenso in Schlesien, s. P. Drechsler, Sitte in Schlesien 1, 84, 142; 2, 204, 283.)

3. Frisch gewaschene Wäsche muss man am Abend auf den Rasen legen und dort die Nacht hindurch liegen lassen, so dass es am Morgen darauf taut. Das Bleichen mit Tau soll bei weitem besser sein als das Bleichen mit Wasser bei Tage.

4. Wenn am Morgen kein Tau liegt, so regnet es an diesem Tage; ist dagegen Tau vorhanden, so bleibt das Wetter schön. — (Deutsche Mitteilungen aus dem Kreise Obornik.)

1) Polnische Mitteilung aus dem Kreise Schroda. Nach einem Bericht aus dem Kreise Birnbaum gibt es zwei Arten von Tau: die eine quillt aus der Erde heraus, die andere fällt in Gestalt von kleinen Silberkugeln vom Himmel herab, und zwar meistens nur am Vortage von Johannis. Nur diese letzte Art hat Heilkraft. Mutter-Gottes-Tränen wird in Kujawien das Zittergras genannt. Die Ährchen sollen die Tränen Marias sein (Zeitschrift des Naturwissensch. Vereins zu Posen 9, 18). — Die Vögel holen den Tau aus dem Paradiese (Sébillot, Le folk-lore de France 2, 6). [Auch im antiken Volksglauben wurde der Tau mit den Seelen der Verstorbenen in Verbindung gebracht, s. Servius zu Verg. Aen. 3, 63].

5. Wenn ein Bauer seine Schafherde zum ersten Male auf das Feld hinaus-treiben lässt, so geschieht das erstens am frühen Morgen, und zweitens lässt der Bauer seine Schafe absichtlich durch die Weide seines Nachbars auf die eigne Weide treiben. Er glaubt nämlich, dass seine Schafe, wenn sie das Gras mit dem Tauregen auf der fremden Weide fressen, davon sehr fett werden und dass sie auf der eignen Weide stets viel zu fressen haben werden. — (Polnische Mittheilung aus dem Kreise Obornik. Dagegen sollen nach einem Bericht aus Polajewo die Schafe nicht auf die Weide getrieben werden, wenn noch Tau liegt, sonst sterben sie aus.)

6. Am Tage des h. Petrus und Paulus (29. Juni) soll das Vieh auf die Weide getrieben werden, wenn noch Tau liegt, da es dann viele Milch gibt. — (Polnisch, aus Polajewo.)

7. In den Monaten Mai und Juni lassen die Frauen ihre Schweine frühmorgens aus den Ställen heraus und treiben sie in den Garten oder auf das Feld; denn sie glauben, dass der Tau für die Tiere sehr gut ist. Sie sagen:

Rosa przed świętem Janem
Pokryje świnie lanem —

d. h. der Tauregen vor dem Johannistage bedeckt die Schweine mit einer Ebene, macht sie schön und glatt wie eine Ebene. — (Kreis Wongrowitz.)

8. Hasen und Kaninchen dürfen kein Wasser trinken, sonst krepieren sie; um so reichlicher äsen sie am Morgen die Saat ab, wenn sie mit Tau bedeckt ist. Deshalb werden sie auch nie von einer Krankheit befallen. — (Polnische Mittheilung aus dem Kreise Obornik. Nach einer polnischen Mittheilung aus dem Kreise Wongrowitz ist das Wild (Hasen, Rehe u. a.) besonders im Herbst sehr fett. Das bewirkt nach dem Glauben der Landleute der Tauregen, den die Tiere frühmorgens beim Abgrasen der Wiesen oder des Grases im Walde geniessen. Der Tauregen im Herbst macht das Wild fett.)

9. Der Jäger geht auf die Pirsch, wenn sich der Tau auf die Wiesen niedersenk; er glaubt, dass er dann den Bock sicher anpirschen wird, da der Tau dem Bock gleichsam die Spürkraft nimmt. Deswegen sagen die Jäger auch:

Jeśli rosa,	Nic nie czuje,
Cknie mu z nosa;	Choć próbuje —

d. i. wenn es Tau ist, läuft's ihm aus der Nase; er spürt nichts, trotzdem er es versucht. — (Mittheilung aus Zirke.)

10. Nach dem Schluss der Ernte pflegt man einen Kranz aus den verschiedensten Blumen zu winden, um ihn dem Hausherrn aufzusetzen. Er besteht aus dem eigentlichen Kranze und zwei Bogen, die in Kreuzform über dem Kranz befestigt sind. Nach dem Abendbrot wird er dem Hausherrn aufgesetzt. Darauf wird gewöhnlich getanzt. Der Hausherr darf den Kranz nicht eher abnehmen, als bis der Tau herabfällt. Ist dies geschehen, so weiss man ganz genau, dass die Ernte im nächsten Jahr gut ausfallen wird; denn es wird reichlich regnen. Damit aber nicht zu viel Nässe kommt, lässt man den Kranz den nächsten Tag über in der Sonne hängen. Wer vor dem Fallen des Taus den Kranz herunternimmt, kann sicher sein, dass er im nächsten Jahr keine gesegnete Ernte haben wird. — (Polnische Mittheilung aus Polajewo.)

11. Die Dorfbewohner sagen, wenn sie im Frühling und Sommer frühmorgens aufstehen und besonders am Sonntage auf das Feld spazieren gehen, um die frische Luft zu geniessen, einer zu dem andern:

Spućmy nosy, | Skosztujmy rosę —

d. h. lässt uns die Nasen niedrig halten, lässt uns den Tau geniessen; ein Beweis dafür, dass der Bauer die frische Luft am Morgen für gesund hält. — (Kreis Obornik.)

12. Ein polnischer Bauernspruch lautet:

Jeśli głośno brzęczy kosa,
Będzie rano wielka rosa —

d. h. wenn die Sense hell klingt, wird morgens grosser Tau sein. — (Kreis Wongrowitz.)

13. Wenn die Landleute frühmorgens auf die Wiese gehen, um zu mähen, bestreichen sie gewöhnlich die Sense mit dem Tau. Sie meinen, dass sich dann die Halme leichter mähen lassen.

14. Ältere Leute, die schon eine kahle Platte haben, bestreichen sich den Kopf mit Tau; sie glauben, dass der Tau den Haaren neue Kraft zum Wachsen verschafft.

15. Am besten ist der Tau, der unmittelbar am Flusse ist. Darum gehen auch die jungen Mädchen am ersten Pfingsttage auf eine Flusswiese, um sich mit Tau zu bestreichen. Sie bekommen dann, wie sie meinen, das ganze Jahr keinen Ausschlag im Gesicht und keine sog. Mitesser.

16. Wer sich mit Tau wäscht, wird schön und klug.

17. Wenn man sich mit dem am Vortage von St. Johannis gesammelten Tau die Füße reibt, so kann man nie Krämpfe bekommen, wird auch bei der Ernte nicht müde.

18. Am ersten Weihnachtsfeiertage waschen die Knechte mit Tau, den sie am Vortage von St. Johannis gesammelt haben, den Pferden das Maul aus. Das soll das Schwitzen der Pferde in den Hundstagen verhindern. — (Polnische Mitteilungen aus dem Kreise Birnbaum).

19. In der Walpurgisnacht klettern die jungen Burschen aus dem Dorfe auf eine Eiche und bleiben bis zum Morgen dort oben. Jeder hat eine Schale bei sich, darin sammeln sie den Tau, der sich an den Blättern der Eiche befindet. Am nächsten Sonntag lassen sie den Tau weihen. Dieser Tau soll gegen den przyrok, den bösen Blick, helfen. — (Aus Schrimm, Kreis Birnbaum. In andern Dörfern derselben Gegend glaubt man, dass das auf einer Buche oder Tanne geschehen muss, und nicht in der Walpurgisnacht, sondern eine Woche später.)

20. Am Johannistage darf man frühmorgens nicht mit Schuhen auf eine Wiese oder auf ein Feld gehen, sonst erzürnt man den heiligen Johannes, und es wird dann die Ernte nicht gut ausfallen. Das Volk glaubt nämlich, dass der Täufer Johannes in der Wüste auch ohne Schuhe gegangen sei, und deshalb leide er nicht, dass die Gläubigen an seinem Feiertage frühmorgens Schuhe tragen. — (Polnische Mitteilung aus Schrimm, Kreis Birnbaum. Es ist auch hier wohl an die heilsame Wirkung des Johannistaus zu denken.)

21. Dem Tau wird wunderbare Heilkraft zugeschrieben. Wenn Leute offene Wunden haben, die nicht heilen wollen, so müssen sie diese mit dem Tau bestreichen, der auf einen Kuhfladen gefallen ist, und es wird sichere Heilung erfolgen. Um die Sommersprossen zu beseitigen, soll man an einem schönen Morgen den Tau, der an den Gräsern hängt, in Eierschalen sammeln und sich damit waschen. Leute, welche kranke Augen haben, sollen diese mit dem Tau bestreichen, der an den Tannennadeln oder auch am Altweibersommer hängt. — (Deutsche Mitteilung aus Czarnikau.)

3. Die Heilkraft des Taues.

1. Im Volke herrscht der Glaube, dass man durch Benetzen mit Tau viele Krankheiten heilen kann. Einst wollte ein Jude das auch bei seinem blinden Pferde versuchen. Er ging frühmorgens mit dem Pferde auf das Feld und benetzte ihm die Augen mit dem Tau; dann ging er stillschweigend wieder nach Hause. Als er dann später nachsehen wollte, ob das Pferd sehend geworden sei, bemerkte er zu seinem Entsetzen, dass das Pferd gar keine Augen und auch keinen Schwanz hatte. Die Leute, die das hörten, deuteten das als eine Strafe für den Missbrauch des Taues¹⁾.

2. Dem Tau schreibt man eine gewisse Heilkraft zu. In einem Dorfe wohnte ein kranker Mann. Er war stets sehr unruhig und nervös und litt ausserdem an Rheumatismus. Er befragte die Ärzte und nahm viel Medizin ein, aber nichts wollte ihm helfen. Da griff er zuletzt zu einem andern Mittel: er stand jeden Morgen bei Sonnenaufgang auf und ging, gewöhnlich barfuss, in Gottes freier Natur umher. Besonders ging er auf die Wiesen, wo viel Tau lag. Das tat er einen ganzen Sommer hindurch, und er wurde wirklich gesund. Die Leute im Dorf aber glaubten jetzt erst recht, dass der Tau Heilkraft besitze²⁾.

3. Ein Knecht hatte Hautabschälungen an den Beinen. Er ging zu einer klugen Frau, um sie nach einem Mittel dagegen zu fragen. Die Frau sagte ihm, er müsse früh am Morgen nackt auf der 'rosa' herumlaufen, und zwar in Kreuzesform und mit geschlossenen Augen. Der Knecht tat, wie ihm geraten war; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, als er ganz matt wurde. Er konnte die Augen nicht aufmachen und fiel schliesslich in Ohnmacht. Ein andrer Knecht, der auf dem Felde mähen wollte, sah ihn liegen. Er brachte ihn wieder zum Leben und führte ihn nach Hause. Unterwegs erzählte dann der Kranke, ihm habe geträumt, dass er gegen die 'rosa' gesündigt habe, indem er sie mit kranken Füssen betrat. Die 'rosa' kann heilen, wen sie will, wenn der Betreffende vorher einen Spruch sagt. Den aber hatte die Frau dem Knechte mitzuteilen vergessen, und daher war das Übel gekommen³⁾.

4. Brandwunden werden durch Tau geheilt¹⁾.

Eine Frau aus Lechlin-Heuland, die sich auf das Besprechen von verfangenem Vieh wohl verstand, hatte einmal auch ein brennendes Bauernhaus besprochen;

1) Polnische Mitteilung aus Schrimm, Kreis Birnbaum. In demselben Dorfe hat man die Redensart: Słepi widza lepi jak inni, d. i. Blinde sehen schlechter als andre. Sie soll daher kommen, dass ein blinder Bettler einmal erzählt hat, wie er in der Vigilie von St. Johannes in der Nacht auf das Feld gegangen sei, um sich die Augen mit Tau zu waschen. Nun darf bei diesem Vorgange kein Wort gesprochen werden; der Bettler war aber, nachdem er sich gewaschen, durch einen über den Weg laufenden Hasen erschreckt worden und hatte die Worte gerufen: 'Jesus Maria.' Und deshalb war er wieder blind geworden.

2) Aus Polajewo, polnische Quelle. A. John, Sitte im deutschen Westböhmen S. 241: Am Ostersonntag wälzen sich manche vor Sonnenaufgang im Wiesentau. Aus Brudzyn teilt mir Herr Lehrer A. Szulczewski mit: Am Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang soll man sich nackt auf den Mohrrübenfeldern herumwälzen; diese Mohrrüben werden alsdann vorzüglich geraten. Das ist offenbar eine Erinnerung an das Sichwälzen im Pfingsttau.

3) Mitteilung aus Zirke. Der Erzähler fasste die 'rosa' (den Tan) als ein persönliches Wesen.

4) Erzählt von einem deutschen Arbeiter in Rogasen. Auch sonst werden derartige Heilmittel durch einen Traum offenbart, vgl. meine Volkssagen aus Hinterpommern 1885 S. 62; Rogasener Familienblatt 10, 4.

aber vor den ihr nacheilenden Flammen hatte sie sich nicht schnell genug retten können, und so hatten ihre Kleider Feuer gefasst. Die Bauern erstickten die Flammen zwar, indem sie die Frau mit Wasser begossen, doch hatte sie zahlreiche Brandwunden davongetragen. Allmählich heilten diese Wunden, und nur die rechte Hand, mit welcher die Frau das Kreuzeszeichen gegen das Feuer gemacht hatte, wollte durchaus nicht heilen. Das arme Weib hatte mehrere Jahre hindurch furchtbar zu leiden. An jedem Jahrestage des Feuers aber wurden die Schmerzen noch schrecklicher, und im dunkeln Zimmer leuchtete die Hand so schauerlich, wie alte Weiden in der Nacht ein gespensterhaftes Licht verbreiten. Die Frau bat Gott täglich auf ihren Knien, er möge ihr doch helfen.

Einmal nun, in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag, erschien ihr ein Engel im Traum und sagte: „Willst du gesund werden, so kannst du es nur jetzt. Geh am Karfreitag frühmorgens vor Sonnenaufgang hinaus nach dem Rain der Schulzenwiese, wo das Bild des gekreuzigten Heilands steht. Dort nimm von den Gänseblümchen den frischen Tau und träufle ihn auf die wunde Hand; mache dann mit der linken Hand ein Kreuz darüber und knie vor dem Bilde nieder. Dann stehe auf und wandle dreimal um das Bild des Heilands herum; dabei sollst du jedesmal folgenden Spruch beten:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes!	Der Tau ist bald verschwunden, Die Hand muss drum gesunden.
Ich geh vor Sonnenstund' Ums Kreuz für meine Wund'.	Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes.

Dies tue dreimal, am Karfreitag, am stillen Sonnabend und am Ostermorgen. Umsehen aber darfst du dich auf dem Hin- und Rückwege nicht, darfst auch sonst kein Wort weiter sprechen.“ Nachdem der Engel das gesagt hatte, verschwand er. Die Frau aber tat, wie ihr befohlen war, und siehe da, am Oster-sonntag ward ihre Hand ganz gesund.

5. Tauauge¹⁾.

Ein armer junger Bauer hatte in einem kleinen Dorfe eine Wirtschaft gekauft und sich dort verheiratet. Das Glück war ihm hold, und sein Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahr. Zu seiner vollen Zufriedenheit fehlte ihm nur eins, ein Kind. Aber so sehr er auch Gott darum bat, er bekam keins. Da geschah es, dass in einer Gewitternacht ein altes Weib zu ihm kam und um ein Obdach bat. Er hatte Mitleid mit der Alten und nahm sie in seine Stube. Sie sprachen von diesem und jenem, und dabei fragte die Frau denn auch, ob er keine Kinder habe. Der klagte er dann sein Leid, und die Alte versprach, ihm zu einem Kinde zu verhelfen; er solle nur der Kirche alle Tage ein Licht spenden, bis ein Jahr vergangen sei, dann werde Gott seine Bitte erhören. So geschah es auch, und nach einem Jahr schenkte Gott den Bauersleuten ein Mägdlein, das nannten sie Rosa-oko, d. i. Tauauge. Sie erlebten an dem Kinde viele Freude, denn es war schön und hatte so liebliche Augen. Als es aber älter wurde und zu gehen anfang, wunderten sie sich, dass es immer mit den Händchen umhertastete und sich nur zaghaft bewegte. Der Bauer machte andre darauf aufmerksam, und jetzt erst merkte man, dass das schöne Kind blind war.

Je mehr das Mädchen heranwuchs, desto schöner wurde es, und man konnte den lebhaften Augen durchaus nicht ansehen, dass sie blind waren. Und noch etwas Wunderbares war an den Augen zu bemerken: sie konnten nicht weinen;

1) Erzählt von einem polnischen Arbeiter in Rogasen. Tau, der auf die Rosen gefallen ist, vertreibt Entzündung der Augen, s. P. Drechsler, Sitte in Schlesien 2, 292.

und wenn das Kind Schmerz empfand, sah man wohl ein heftiges Zucken in den Augen, aber Tränen kamen nicht hinein.

Als das Mädchen 13 Jahre alt geworden war, erschien die Alte, die seine Geburt geweissagt hatte, wieder bei dem Vater. Dieser erkannte sie sofort und wollte sich bei ihr für das Kind bedanken; aber sie wehrte ihm und sagte: „Danken sollst du mir erst dann, wenn ich dein Kind sehend gemacht und ihm Tränen gegeben habe.“ Sie befahl nun dem Bauer, in einer Muschel den Tau von den Rosen in seinem Garten zu sammeln und ihn dem Kinde in die Augen zu giessen. Am andern Morgen tat der Bauer das, und das Kind wurde sehend und bekam ganz gesunde Augen. Die Alte aber war und blieb verschwunden.

6. Die Sprache der Vögel verstehen¹⁾.

Im Kreise Wongrowitz lebte einst ein Bettler, der die Sprache der Vögel verstand. Dieser Mann hatte fast immer unter einer alten Weide übernachtet, auf der sich in jeder Nacht die Sperlinge versammelten und sich erzählten, was sie am Tage gehört und gesehen hatten. Der Bettler, der unter dem Baume lag, hörte zu und erfuhr auf diese Weise viel Neues. Als er in einer Nacht wieder lauschte, da sagte ein Sperling: „Heute habe ich gesehen, wie dort bei dem Walde ein Mann eine Grube gegraben hat.“ Und ein anderer sagte: „Ich habe gesehen, wie ein reicher Mann dort Geld vergraben hat.“ Am nächsten Tage ging der Bettler hin und suchte nach; er fand das Geld auch und wurde dadurch ein reicher Mann. Wenn man ihn nun später fragte, wie er so reich geworden sei, so erzählte er von den Sperlingen, die ihm den Schatz angezeigt hätten; und fragte man ihn weiter, was man tun müsse, um die Sprache der Vögel zu verstehen, so pflegte er folgendes zu erzählen: „Es ist ein Morgen im Jahre, an dem sich die Vögel mit dem Tauregen sättigen. Weiss man, welcher Morgen das ist, so muss man an demselben ebenfalls den Tau von den Pflanzen ablecken, und man wird dann die Sprache der Vögel verstehen.“ Welcher Morgen das aber sei, wollte er nicht sagen.

7. Der stinkende Tau²⁾.

Ein Hirt trieb das Vieh seines Herrn auf eine Wiese. Als er dort eine Zeitlang verweilt hatte, sah er Dämpfe aufsteigen. In der Meinung, dass sie

1) Aus dem Kreise Wongrowitz, polnische Quelle. Die Leute nennen diesen Tauregen, mit dem sich nach dem Volksglauben die Vögel sättigen, ptasie mleko, d. i. Vogel-milch. Wenn ein Kind etwas Aussergewöhnliches begehrt, so sagt die Mutter wohl zu ihm: Pewnie byś chciał ptasiego mleka, vielleicht möchtest du Vogelmilch haben (Kreis Obornik). [Vgl. das altgriechische Sprichwort γάλα ὀρνιθίων, bezogen auf Leute, denen grosser Reichtum leicht zufällt]. Zum Verstehen der Vogelsprache s. meine Pos. Geld- und Schatzsagen Nr. 25; ebenso das Märchen: Die Prophezeiung der Lerche, bei M. Toeppen, Aberglauben aus Masuren S. 150 ff. Hierzu folgende Erzählung aus Brudzyn (Kreis Znin): Vor mehreren Jahren starb in Brudzyn ein Wirt. Nach seinem Tode kam jeden Morgen eine Haubenlerche, setzte sich hinter der Scheune auf einen Sandhaufen, sang mehrere Male und schrieb, wenn sich jemand aus der Familie zeigte, in den Sand: 'Der Vater braucht Hilfe'. Die Haubenlerche wurde bald bemerkt, und da sie nicht von der Stelle wollte, suchte man sie zu fangen. So fand man auch die Schrift im Sande: aber man achtete nicht darauf, sondern verwischte sie. Am nächsten Morgen sahen die Angehörigen des Verstorbenen die Lerche wieder und sahen auch die Schrift im Sande, ja mehr noch: als es Abend wurde, sah man auf der Stelle einen grossen schwarzen Hund liegen. Da liess man für die Seele des Verstorbenen eine Messe lesen, und seit der Zeit fand man nichts mehr auf dem Sandhaufen.

2) Erzählt von einem alten Hirten aus Jastrowo, Kreis Samter. Derselbe berichtete

von der Sonne herrührten, die auf den feuchten Erdboden schien, achtete er nicht weiter darauf. Nach kurzer Zeit sah er nichts mehr von den Dämpfen, aber das Vieh gebärdete sich in auffallender Weise: es hob die Schwänze und liess die Köpfe hängen. Der Hirt glaubte, es wolle herumlaufen, doch es stand ruhig still. Da ging er näher an die Kühe heran und wurde nicht wenig erschreckt, als er sah, dass das gesamte Vieh die Zungen weit ausgestreckt hatte und dass die Augen aus ihren Höhlen traten. Bald erkannte er, dass die Tiere von dem Grase gefressen hatten, welches die *śmierdąca rosa*, der stinkende Tau, bedeckt hatte. Er wusste nun, dass er von seinem Herrn bestraft werden würde, und suchte sich der Strafe durch die Flucht zu entziehen. Auf dem Gute merkte man erst zur Mittagszeit, dass dem Hirten etwas zugestossen sein müsse, und man lief auf das Feld und sah das ganze Unglück. Die Kühe lagen alle tot am Boden, die Hörner in die Erde gebohrt. Von weitem schon hatte man einen stinkenden Geruch gemerkt, und als die Leute nahe an die Tiere herankamen, stanken diese entsetzlich und waren nicht zu berühren; denn die *śmierdąca rosa* hatte sie schnell zur Verwesung gebracht. Den Hirten fand man schliesslich im Walde. Er erzählte, dass er die Dämpfe habe aufsteigen sehen und dass das Vieh davon ganz steif geworden sei; er habe aber zu spät erkannt, dass das die *śmierdąca rosa* gewesen sei. Man liess nun die Kühe nie wieder auf jener Wiese weiden.

8. Hexen sammeln Tau¹⁾.

Nach dem Volksglauben gehen die Hexen beim Neumonde nackt oder nur mit einem Hemde bekleidet auf eine fremde Wiese und sammeln mit Sieben aus Lindenbast den Tau von dem Grase. Dadurch nehmen sie dem Vieh, das auf dieser Wiese gehütet wird, die Milch fort und füllen ihre eigenen Töpfe. Wenn die Siebe sich füllen, so ist das ein Zeichen, dass die Töpfe schon voll sind.

Rogasen.

Otto Knoop.

noch weiter, dass man das Heu, das von solchen Wiesen kommt, ruhig gebrauchen kann: es schadet dem Vieh nicht, da die *śmierdąca rosa* verdunstet ist. Weiden aber soll man das Vieh auf solchen Stellen nicht, denn die *śmierdąca rosa* ist immer schädlich. Wo sie schwächer ist, da ist doch ein grosser Verlust an Milch zu verspüren. Ihr Vorhandensein ist sofort am Vieh selbst zu merken; denn es wird traurig und lässt die Köpfe hängen. Man muss es dann sofort auf eine andre Weide bringen.

1) Erzählt von einem polnischen Wirtschaftsinspektor. Nach einer anderen polnischen Mitteilung soll der Tau in der Johannismacht dazu helfen, böse Geister und Gespenster ausfindig zu machen. Man soll in dieser Nacht die Spuren der bösen Geister und Hexen ganz genau erkennen können. Über die Hexen als Milchzauberinnen s. Grimm, Myth. S. 897; vgl. ferner meinen Artikel 'Die Molkentöverschen' in den Blättern für pom. Volkskunde 4, 11 ff. und Müllenhoff, Sagen von Schleswig-Holstein S. 565. Nach einem kujawischen Volksglauben kann der Priester, wenn er die Monstranz emporhebt, alle Hexen sehen, die in der Kirche anwesend sind; denn sie tragen einen Milcheimer auf dem Kopf. Auffallend ist hier das Sieb aus Lindenbast. Die Linde ist sonst den bösen Geistern gefährlich, s. meine Mitteilungen aus der Pflanzenwelt in der Zeitschrift des Naturwissensch. Vereins zu Posen 9, 15 und 11, 78. Mit einem Stecken von Lindenholz kann man nach kujawischem Glauben den Teufel prügeln, s. Blätter f. pom. Volkskunde 10, 153; mit einem Strick von Lindenbast kann man den Teufel fangen, s. diese Zeitschrift 15, 103; F. Müller, Siebenbürgische Sagen S. 34; J. Wenzig, Westslawischer Märchenschatz S. 164 und die Bemerkung zu der Stelle. Ein Hammer mit einem Stiel von Lindenholz dient dazu, die litauische Laume zu fangen, und mit einer Peitsche von Bast wird die Laume geschlagen, s. A. Schleicher, Litauische Märchen S. 94f.

Doppeldeutige Volksrätsel aus Niedersachsen.

Jungwirths oben 20, 83 gedruckte Rätselsammlung aus dem oberen Inntal enthält einige von der beliebten und weit verbreiteten Art zweideutiger Volksrätsel, deren Auflösung wider Erwarten harmlos ist (s. oben 15, 451), so Nr. 6 und 7. Ich teile im Anschluss daran einige aus Norddeutschland mit.

1. Leg deinen Biuk up meinen Biuk,
Lat deinen Tappen in mein Lock snappen.

(Auflösung: Der Koffer). [Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 73 Nr. 145g.]

2. Das Brautbett ist gedeckt,
Die Braut hat sich darauf gestreckt,
Der Bräutigam steht an der Wand,
Hält den Herold in der Hand,
Allebald will 'r druff.

(Auflösung: Scheune mit ausgebreitetem Getreide und Drescher mit Dreschflegel). [Wossidlo 1, 307.]

3. Häb'n Ding mang'n Beinen,
Kann eck Geld mit verdeinen,
Wu de Vedder Fix anne gäht,
Wu de Vedder Busch uppe stäht.

(So oder so ähnlich klang es; Auflösung: Das Spinnrad). [Wossidlo 1, 41 Nr. 66.]

4. Eine Rauhe hab ich,
Trag sie vor dem Leibe;
Junggesellen, fürcht't euch nicht,
Meine Rauhe beißt euch nicht.

(Auflösung: Der Muff). [Wossidlo 1, 42 Nr. 69.]

5. Grün ist der Himmel,
Rot ist der Primmel,
Schwarz ist das Loch,
Wo der Primmel inne stoch.

(Auflösung: Die Wurzel, Mohrrübe). [Wossidlo 1, 66 Nr. 121.]

Diese fünf Rätsel stammen aus dem Flecken Markoldendorf (Kr. Einbeck), wo sie der Einsender vor Jahren gehört hat.

6. Tweibein geiht mit Dreibein iut,
Dau kamm Veirbein
Un woll Tweibein beuten;
Dau namm Tweibein Dreibein
Un woll Veirbein damie smeuten.

(Auflösung: Ein Mädchen geht mit dem Spinnrad aus zum Spinnen; da kommt ein Hund und will es beissen; das Mädchen will nun mit dem Spinnrade nach dem Hunde werfen).

Mündlich gehört von der Wirtsfrau in dem braunschweigischen Dörfchen Rittierode am 25. April 1911. [Wossidlo 1, 15 nr. 15.]

Göttingen.

August Andrae.

Bücheranzeigen.

Wolf Wilhelm Graf Baudissin, Adonis und Esmun. Eine Untersuchung zur Geschichte des Glaubens an Auferstehungsgötter und an Heilgötter. Leipzig, J. C. Hinrichs 1911. XX, 575 S. Mit 10 Tafeln. 24 Mk.

Das überaus gelehrte und scharfsinnige Werk des berühmten Semitisten hat über seine Fachwissenschaft hinaus allgemeinere Bedeutung. Zunächst handelt es sich um methodische Fragen der Mythologie. B. steht im ganzen der neueren Entwicklung der vergleichenden und folkloristischen Religionsforschung mit entschiedener Skepsis gegenüber, obwohl er in einigen Punkten sich ihr angenähert hat, so in der Anerkennung von vornherein als heilig verehrter Bäume und Quellen (S. 37 Anm., vgl. S. 176), während er in heiligen Steinen und Felsen (S. 30. 32) nur Denkmäler einer Theophanie sehen will — aber kann nicht eben in dem Felsen selbst die göttliche Kraft sichtbar geworden sein? — Dieser Gegensatz gegen eine gerade auch in der semitischen Religionsforschung herrschende Richtung macht ihn im Gebrauche von Ausdrücken (wie 'Seele' S. 14 Anm.) und in der Erklärung der Phänomene (z. B. wenn er es ablehnt, Baal auf eine einzige Naturkraft zurückzuführen S. 38) besonders vorsichtig; und wer den Unfug kennt, der durch leichtsinnige Anwendung von Terminus (wie 'Fetischismus', 'Totemismus') und durch vorschnelle Interpretation (besonders 'naturalistische' vgl. S. 26f.) angerichtet worden ist, wird für diese Schulung zur Vorsicht dankbar sein müssen.

Weiter aber handelt es sich um ein wichtiges mythologisches Einzelproblem mit volkscundlicher Grundlage. Als sein eigentliches Thema bezeichnet es der Vf. selbst, die Entstehung des Glaubens an Stammgötter (S. 50) zu beleuchten, und zwar indem er in dem Fall des babylonisch-phönizischen Schutzgottes die Entwicklung aus dem Naturgott heraus (S. 54) dartun will.

Wie weit dies gelungen ist und wie weit die wichtigen Beziehungen zum Alten Testament, die B. ausspricht (S. 385f.), erwiesen sind, das zu beurteilen entzieht sich natürlich meiner Kompetenz. Aber die Ideen, die auf diesem Wege beleuchtet werden, sind die gleichen, die für alle volkstümliche Weltanschauung von grundlegender Bedeutung sind: vor allem die des Lebens (S. 56f. 480f. 519), die ich auch für die altgermanische Religion in ihrer kaum zu überschätzenden Wichtigkeit darzulegen suchte; und damit auf das engste zusammenhängend die der Heilgötter (S. 390f.) und Auferstehungsgötter (S. 403f.), wobei der Vf. die Analogie des pflanzlichen Lebens (S. 433) vielleicht doch zu ausschliesslich zum Schlüssel des Unsterblichkeitsglaubens (S. 426. 445. 510f.) macht. Das Verhältnis zwischen Gott und Mensch (S. 494. 498) und der eingeschränkte Ewigkeitsbegriff (S. 499 Anm.) sind für diese Fragen (Auferstehung von Toten S. 403f.) ebenso wichtig wie gewisse Symbole: der Eber (S. 144. 159), der Phallus (S. 179 vgl. S. 30 Anm.) oder gewisse Konsequenzen (Verwandtschaftsbeziehungen zu den Göttern S. 44). Die Analogie dieser uralten Vorstellungen oder auch unmittelbar ihre Nachwirkung und Fortdauer reicht aber noch weit über den jüdischen Auferstehungsglauben (S. 510) hinaus. Wie das Verbot des Schweinefleischessens

mit der Abneigung gegen ein heiliges Tier der Heiden zusammenhängen mag (vgl. allg. S. 161f.), so haben die christlichen Missionare gegen das Verzehren von Pferdefleisch geeifert, weil das ein Opferessen gewesen war; und wie ein keilinschriftlicher Name (S. 348) lautet: 'Adonis ist mein Fels', so verleiht noch Christus dem Petrus seinen Namen. Wie denn überhaupt die theriophoren Eigennamen der Semiten, die B. bespricht, durch typische Übereinstimmung und Abweichung den indogermanischen gegenüber besonders interessant sind. Andere Züge der Volkssage, in denen sie sich mit der Mythologie berührt, sind die Entrückung in den Himmel (S. 102); die Adonisgärten, gleichsam ein Gegenbild zu den christlichen Krippen als Mittel der symbolischen Theophanie (S. 131); das Auferstehungsfest als Vorbild des Osterfestes (S. 133); die merkwürdigen Ernte-Trauerbräuche (S. 163). Auch auf die Wichtigkeit der Fristbezeichnung 'am dritten Tage' (S. 407f.) sei hingewiesen.

So ist es klar, dass das umfängliche Werk trotz prinzipiellen Widerspruches z. B. gegen Frazer (S. 165 Anm.) weder von der Volkskunde zu lernen noch sie zu bereichern versäumt.

Berlin.

Richard M. Meyer.

G. Schwela, Lehrbuch der niederwendischen Sprache. Erster Teil: Grammatik. Kottbus, Selbstverlag, 1905. 103 S. 2,40 Mk. — Zweiter Teil: Übungsbuch, ebd. 1911. 127 S. 2,40 Mk. (Adresse des Vf.: Nochten bei Boxberg, Ober-Lausitz, Prov. Schlesien.)

Das Lehrbuch der niederwendischen Sprache von Schwela verdient auch in dieser Zeitschrift angezeigt und besprochen zu werden; denn die Forscher auf dem Gebiete der heimatlichen Volkskunde werden es gar nicht selten bei ihren Studien mit vielem Nutzen gebrauchen können, da die verschiedensten volkskundlichen Erscheinungen in der Mark Brandenburg auf altwendischen Sitten und Gebräuchen beruhen und viele Orts-, Flur- und andere Namen nur mit Hilfe der wendischen Sprache richtig erklärt werden können.

Die Schwelasche Grammatik behandelt die niederwendische Schriftsprache der Gegenwart, wie sie sich auf Grund der Bibelübersetzung des Fabricius (1709) und Fryco (1796) aus dem zentral gelegenen Kottbusser Dialekt herausgebildet hat; der Verfasser hat sie aber in allen ihren Formen an der heutigen Volkssprache jenes Dialekts nochmals geprüft, veraltete Formen, falls sie mit herangezogen werden mussten, und Germanismen, die sich in die Sprache eingeschlichen haben, überall als solche bezeichnet und fehlerhafte Bildungen und Wendungen wenig sprachkundiger Schriftsteller, wo nötig, gerügt, sonst aber unbesprochen gelassen mit Rücksicht auf den Umfang des Buches und die, für die in erster Linie die Grammatik bestimmt ist. Sie zerfällt in vier Hauptteile: Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre, Satzlehre. Die ganze Darstellung ist tadellos, alle Regeln sind klar und deutlich gefasst, mit kurzen Worten: Schwelas Grammatik ist ein treffliches Lehrbuch für alle diejenigen, die die niederwendische Sprache erlernen oder sich in ihrem richtigen Gebrauche festigen wollen, und ein vorzügliches Nachschlagebuch für diejenigen Gelehrten, die sich ohne viel Mühe und Kosten über die Laute und Formen dieses in vieler Hinsicht überaus interessanten Idioms orientieren wollen.

Das Übungsbuch beansprucht besonders durch seinen Inhalt in noch höherem Grade das Interesse des Forschers auf dem Gebiete des heimatlichen Volkstums. Der ganze in 68 Lektionen verteilte Stoff der Übungen ist aus dem niederwendischen Volksleben entnommen und beruht auf der gegenwärtigen niederwendischen Volkssprache sowohl in den Einzelsätzen wie in den zusammenhängenden Stücken. Der grammatische Stoff einschliesslich der Syntax ist in dem Übungsbuche methodisch verteilt und gleichmässig verarbeitet, alle gebräuchlichen sprachlichen Formen und Regeln sind genügend mit treffenden Beispielen belegt, so dass wohl einer, der sich den Inhalt des Schwelaschen Buches zum geistigen Eigentum macht, in der heutigen niederwendischen Schrift- und Umgangssprache gut bewandert erscheinen wird. Aus praktischen Gründen werden meist nur mustergültige Einzelsätze geboten, die 62 Lektionen umfassen; zwischen diese sind nur in sechs Lektionen an geeigneten Stellen zusammenhängende Stücke eingestreut, und zwar vier Gedichte der drei besten wendischen Volksdichter Mato Kósyk (2), Fryco Rocha und Handrij Zejlař, ferner eine Sammlung (30 Nummern) der bezeichnendsten niederwendischen Volkssprichwörter und ein längeres Prosastück über wendische Grussformeln und Begrüssungsbräuche. In einem Anhang treten noch zwei weitere volkstümliche Prosastücke (ein Märchen und eine Fabel) hinzu, die zur Veranschaulichung und Einübung der Aussprache der überaus fein abgetönten niederwendischen Laute und melodiosen Wörter dienen sollen und deshalb mit einer Interlineartranskription in deutschen Lettern (die wendischen Wörter erscheinen mit Rücksicht auf die Bestimmung des Lehrbuches durchweg mit lateinischen Buchstaben in der normalisierten wendischen Rechtschreibung) und mit einer wortgetreuen deutschen Interlinearübersetzung. Der Wert des Übungsbuches wird noch dadurch erhöht, dass es in einem doppelten (niederwendisch-deutschen und deutsch-niederwendischen) Wörterbüchlein alle sowohl in der Grammatik wie im Übungsbuch vorkommenden niederwendischen Wörter enthält. Dieses Wörterbüchlein der landläufigsten Wörter der niederwendischen Sprache muss das schon seit mehr als zwanzig Jahren vergriffene einzige 'Niederlausitzisch-wendische Handwörterbuch' von Zwahr, das noch dazu von Druckfehlern wimmelt und an mangelhafter Rechtschreibung stark leidet, so lange kein Ersatz geboten wird, vertreten und wird wegen seiner unbedingten Zuverlässigkeit auch volkskundlichen Forschern gute Dienste leisten können.

Das Schwelasche Lehrbuch, sowohl die Grammatik wie das Übungsbuch, ist demnach eine sehr verdienstvolle Arbeit und darf mit gutem Recht eine allseitige Beachtung und Anerkennung beanspruchen; gewiss ist es sehr zu wünschen, dass der Vf. und Selbstverleger des Buches durch guten Absatz wenigstens auf seine Kosten käme, damit er zur geistigen Arbeit nicht noch pekuniäre Opfer zu bringen brauchte; der schönste Lohn für ihn wäre es aber jedenfalls doch, wenn sein vorzügliches Lehrbuch nicht bloss in seiner Heimat Freunde fände, sondern das Interesse für die Sprache und das Wesen seines tieferreligiösen und streng loyalen wendischen Völkchens auch dort weckte, wo es jetzt leider nicht vorhanden ist, und beitrüge zur Erhaltung alles dessen an altehrwürdigem Volkstum der Niederlausitz, was trotz aller Ungunst der Verhältnisse und allen falschen Eifers der Menschen noch nicht verschwunden ist.

Freiberg in Sachsen.

Ernst Mucke.

Robert Holsten, Woher stammt die Weizacker Tracht? Pyritz, 1911
(Programm des Königl. Bismarck-Gymnasiums zu Pyritz). 19 S. 4^o.

Es ist sehr erfreulich, dass sich die wissenschaftliche Beilage eines Gymnasialprogramms auch einmal ein volkskundliches Thema zum Gegenstand genommen hat. Dass es eine Untersuchung zur Trachtenkunde war, auf die die Wahl fiel, ist wohl in den örtlichen Verhältnissen begründet: Pyritz liegt im Mittelpunkt des Weizacker Trachtengebietes. Leider wird der Wert der vorliegenden Arbeit durch eine Reihe methodischer Fehler ganz erheblich in Frage gestellt. Zunächst vermisst man eine eingehende Beschreibung der Tracht. Der Verweis auf Abbildungen in Trachtenwerken (S. 2) oder auf die Beschreibung an anderen Orten (S. 2 Anm.) genügt schon deswegen nicht, weil erst eine genaue Trachtenbeschreibung eine sichere Grundlage für die ganze Untersuchung schafft. Es kann darum auch die Abgrenzung des Trachtengebietes, die der Vf. vornimmt (S. 2—4), nicht als gesichert angesehen werden. Ferner liefert die Befragung von Gewährsmännern kaum ein einwandfreies Material. Auch gebildete Einheimische, wie Pfarrer, Lehrer und Gutsbesitzer können nicht ohne weiteres als Sachverständige betrachtet werden. Denn der Begriff einer bestimmten Volkstracht und damit auch die Feststellung ihrer räumlichen Verbreitung kann nur durch genaue Vergleichung von Ort zu Ort gewonnen werden, bei der man dann am Ende den charakteristischen Typus der Tracht erhält. Es gibt Volkstrachten, die auf den ersten Blick zusammenzugehören scheinen und die doch ganz verschiedenen Trachtentypen angehören. Und umgekehrt sind Trachten, die anscheinend gar nichts miteinander zu tun haben, bei näherer Untersuchung nur Varianten desselben einheitlichen Trachtentypus. — Ist so die ganze Grundlage, auf die die Untersuchung gestellt ist, unsicher, so ist auch die Alternative: 'entweder ist die Weizacker Tracht ein Erzeugnis des Bodens oder sie ist von auswärts gekommen' (S. 4 f.) unhaltbar. Ein 'Erzeugnis des Bodens' (an sich schon ein unklarer Ausdruck) ist die Volkstracht nirgends gewesen, wenn darunter verstanden werden soll, dass die Bewohner eines bestimmten Gebietes ihre Tracht selbst erzeugt, sozusagen 'erfunden' haben. Die Volkstracht ist überall eine Nachahmung städtischer Modekleidung gewesen. Es hätte darum versucht werden müssen, die Weizacker Tracht soweit wie möglich zurückzuverfolgen — denn auch die Volkstrachten haben oft eine sehr lange Entwicklung hinter sich, in deren Verlauf sich unter Umständen das äussere Trachtenbild vollkommen verändern kann — und für ihre älteste feststellbare Form ein Vorbild in der zeitgenössischen Mode zu finden. Die eingehenden geschichtlichen Untersuchungen dagegen, die der Vf. vornimmt (S. 9—16), sind für die Beantwortung der Frage, die er sich gestellt hat, ohne Bedeutung. Wenn er zu dem Ergebnis gelangt, dass die Weizacker Tracht von deutschen Kolonisten stammt, welche von den Colbatzer Mönchen ins Land geholt wurden (S. 9), so ist das schon deswegen nicht richtig, weil zu jener Zeit — wohl im 11. oder 12. Jahrhundert? — von einer Volkstracht im heutigen Sinn noch gar nicht die Rede sein kann; diese hat sich erst viel später entwickelt. Auch hätte doch der Umstand, dass dies Ergebnis mit dem geographischen Befund nicht stimmt, den Vf. gegen seine Folgerungen misstrauisch machen sollen. Denn er muss zugeben, dass die Tracht einerseits das Colbatzer Gebiet nicht ausfüllt und andererseits darüber hinausgeht. Und wenn er selbst es 'auffallend' nennt, 'dass ältere Berichterstatte wohl des Weizackers Erwähnung tun, aber die Weizacker Tracht nicht nennen', so hätte ihn das vielleicht doch zu dem Schluss führen können, dass die Tracht unmöglich schon sieben Jahrhunderte dort heimisch sein kann (S. 7). — Trotzdem wäre es an sich

möglich, dass die Weizacker Tracht durch Einwanderer dorthin verpflanzt worden ist, wenn auch erst in erheblich späterer Zeit. Dass es aber nun gerade die Altmark gewesen ist, aus der diese Leute kamen (S. 16), dafür ist der Beweis nicht gelungen. Denn die Altmärker Tracht ist, wie der Vf. selbst bemerkt, eine andere, und die paar verwandten Züge, die er entdeckt (S. 16f.), liessen sich ohne Mühe auch in jeder anderen Volkstracht wiederfinden.

Ich bin absichtlich auf diese methodischen Mängel der Arbeit näher eingegangen, weil gerade auf dem Gebiete der Trachtenkunde die Grundsätze wissenschaftlicher Forschung noch fast ganz unbekannt sind. Übrigens treffen meine Ausstellungen auf fast alle neueren Trachtenbücher zu; es gibt ausser Justus Hessischem Trachtenbuch keines, das wissenschaftlichen Ansprüchen genüge.

Hatzfeld.

Karl Spiess.

Tobias Norlind, Studier i svensk folklöre. Lund, Gleerup 1911. XXVI, 432, 16 S. (Lunds Universitets Årsskrift n. f. afd. 1, bd. 7, nr. 5).

Die fünf hier vereinigten Studien des schwedischen Musikhistorikers behandeln sämtlich interessante Fragen aus der Geschichte des Volksliedes und der Musik und sind, da sie sich keineswegs auf das Heimatland des Vf. beschränken, sondern die verwandten Erscheinungen bei den Nachbarvölkern ausgiebig berücksichtigen, auch für die deutsche Volkskunde von Wert. Zuerst erörtert N. den 'Ursprung der Dichtkunst, der Musik und des Tanzes', indem er die von Darwin, Bücher, Wallaschek u. a. aufgestellten Theorien mustert; ihm scheint der Anfang der Lyrik in musikalischen, d. h. durch harmonische Intervalle und Rhythmus ausgezeichneten Ausrufen zu liegen; mit dem rhythmischen Gesange trat der aus der durch die Arbeit geregelten Körperbewegung und aus nachahmendem Spiele erwachsene Tanz in Verbindung, und so entwickelten sich die Anfänge des Dramas, denen erst geraume Zeit später das Epos folgte. — Auf festerem Boden bewegen sich die folgenden Untersuchungen: 2. Tanz und Musik im schwedischen Volksglauben, 3. Naturmythen im schwedischen Volksliede, 4. Lieder bei schwedischen Volksfesten, 5. Geschichte der schwedischen Polska. Mit ausgebreiteter Literaturkenntnis (das Verzeichnis der benutzten Werke umfasst über 500 Nummern) führt der Vf. uns die Sagen von dem durch Unterirdische geschenkten Trinkhorn (vgl. das Oldenburger Horn bei Grimm DS nr. 547), von den Tänzen der Elfen und ihren Wirkungen auf die Menschen, vom Nix und der Wasserfrau, von der zwingenden Gewalt ihrer Melodien und von ihrer Sehnsucht, erlöst zu werden, vor, und betrachtet sodann acht schwedische Volkslieder, in denen ein Mensch von einem elbischen Wesen begehrt und zur Liebe verlockt wird, um dann entweder seiner Gewalt anheimzufallen, wie Herr Oluf der erzürnten Elfin, oder ihm glücklich zu entinnen, wie Jungfrau Agnete dem Nix. Obwohl sich zu mehreren dieser mittelalterlichen Balladen in England, Deutschland und Frankreich Seitenstücke vorfinden, glaubt N. doch den Ursprung der ganzen Gruppe im skandinavischen Norden annehmen zu müssen, wo überhaupt diese Dichtungsgattung zuerst ausgebildet wurde. Jünger als jene bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden epischen Lieder sind die bei den kirchlichen und Jahreszeitsfesten von herumziehenden Burschen angestimmten Gesänge, auf welche die gelehrte Poesie mehrfach eingewirkt hat (vgl. oben 20, 122 über Norlinds *Latinska skolsånger*); neben den Mailiedern bespricht N. die den Schweden eigentümlichen Stephans-

lieder, die am zweiten Weihnachtstage, wo man die Pferde aus dem Stalle führt, zum Vortrag kommen, die dramatischen Weihnachtsspiele, die aus heidnischer Tierversummung abgeleitete Verkleidung des Narren als Bock und die Vorgeschichte des in Schweden erst nach 1800 eingeführten Weihnachtsbaumes. Der neuerdings öfter (von Lindgren, O. Andersson, Troels-Lund u. a.) erwogenen und viel Vorsicht erheischenden Frage nach dem Ursprunge des schwedischen Tanzes Polska gilt die letzte, eingehende und durch neue musikalische Zeugnisse illustrierte Untersuchung, die auf den im Verlaufe der Zeit wechselnden Charakter der Tänze gebührende Rücksicht nimmt. Die lebhaften Tänze des 16. Jahrhunderts kamen nicht aus Polen, sondern aus Italien über Deutschland nach dem Norden; der polnische Tanz ging damals im ruhigen $\frac{3}{4}$ Takt, erhielt aber dann einen lebhaften Nachtanz, der um 1650 die Hauptsache war und in die niederen Klassen eindrang. Um 1700 ward er wiederum verfeinert zur ruhigen Polonaise und trat dem Menuett an die Seite, bis beide ein Jahrhundert darauf durch andere Gesellschaftstänze verdrängt wurden. Im Volke erlebte die alte Polska um 1830 eine kurze Nachblüte, dann traten Walzer und Polka an ihre Stelle.

Über manche Partien des reichhaltigen Werkes, das der Vf. die Freundlichkeit gehabt hat mir zu widmen, darf ich mir kein selbständiges Urteil erlauben; dass aber überall ein ungemein kenntnisreicher und mit der historischen Methode wohl vertrauter Forscher redet, glaube ich versichern zu können. Für die Bequemlichkeit nichtschwedischer Leser ist durch ein ausführliches deutsches Referat (S. 404—414) gesorgt.

Berlin.

Johannes Bolte.

Karl Spiess, Die deutschen Volkstrachten. ('Aus Natur und Geisteswelt', Bd. 342.) Leipzig, Teubner 1911. VI, 138 S. 8°. Mit 11 Abbildungen, geb. 1,25 Mk.

Ein populäres Werkchen über dieses späterschlossene kulturhistorische Gebiet ist von nicht zu unterschätzendem Wert; denn die grossen Werke, die bisher darüber veröffentlicht wurden, waren aus den verschiedensten Gründen nur einem kleinen Kreise zugänglich. Wenn aber in letzter Stunde noch gesammelt und Interesse dafür erweckt werden soll, was Volkskraft in der Kleidung zu ihrem individuellen Ausdruck geschaffen hat, kann es im Grunde nur durch Mitarbeit der Allgemeinheit geschehen; ist doch noch weit mehr vorhanden, als man sich bei oberflächlichem Hinschauen träumen lässt. Deshalb muss man dem Ruf des Trachtenbüchleins: 'Sammelt die Trachtenstücke!' einen recht weiten Hörerkreis wünschen. Was Herr Pfarrer Spiess darin an Eigenem gibt, zeugt von besonderem Interesse und Verständnis für den Stoff, von gründlichen Studien der einschlägigen Literatur und von einer gesunden Anschauung, die sich nicht scheut, wie er selbst sagt, 'manche liebgewordene Anschauung zu zerstören' (S. III). Man muss es im Grunde nur bedauern, dass er mit diesem Zerstören nicht radikaler vorgeht, sondern, da er in der Hauptsache doch nur einen Extrakt des bereits Vorhandenen gibt, noch manche 'liebgewordene Vorstellung' übernimmt, die vielleicht auch zerstörens-wert wäre. Was gegen das Buch zu sagen ist, richtet sich deshalb nicht so sehr gegen ihn, als gegen Mängel und Lücken unserer Volkstrachtenkunde überhaupt. Das erste Kapitel des Buches, das 'Wesen und Entstehung der Volkstracht' behandelt, gibt einen kurzen geschichtlichen Überblick. Die Volkstracht im Mittelalter, der Einfluss ausländischer Mode werden erörtert und der kulturgeschichtliche Wert der Volkstracht ins rechte Licht ge-

rückt. Daran schliesst sich eine Besprechung der einzelnen Stücke männlicher und weiblicher Kleidung im allgemeinen. In diesem Kapitel wäre der Satz zu beanstanden: 'Hat es aber keine deutsche Tracht jemals gegeben, so noch weniger eine deutsche Volkstracht' (S. 5). In der Theorie, die aus Abbildungen destilliert ist, sieht das allerdings so aus, und fraglos hat es vor Jahrhunderten bereits Zeiten gegeben, wo keine Spur einer Volkstracht zu finden war, ja für die Männertracht ist das, was Sp. sagt, bedingungslos zu unterschreiben. Anders steht es aber mit der Frauenkleidung, die merkwürdigerweise immer und überall nationale Eigentümlichkeit stärker und länger zum Ausdruck gebracht hat als die der Männer. Spanische, französische Männermoden sind längst vergessen, die englische macht die Männertracht aller Länder zu einer einheitlichen. Nur bei Frauenmoden tritt bis in unsere Zeit französische und englische Eigenart in Erscheinung. So liesse sich bei gründlicher Kenntnis deutscher Tracht und scharfem Blick für das Wesentliche auch ein typisches Bild der deutschen Bäuerin der drei letzten Jahrhunderte schaffen. Wenn die Behauptung, wir hätten keine deutsche Volkstracht, auch auf die Frauentracht ausgedehnt werden soll, so ist dies ein Fehler, der seinen Ursprung in dem später zu erörternden Grundfehler unserer Volkstrachtenkunde hat.

Was die Mannigfaltigkeit der Volkstracht betrifft, die durch Variierung der Grundform und durch Zutaten entsteht, so erörtert der Verfasser sie nach landschaftlichen, konfessionellen und ethnographischen Verschiedenheiten. Bei Besprechung der ersteren betont er sehr richtig (S. 31), dass hierbei sehr deutlich alte politische und territoriale Grenzen erkennbar sind; ist doch das, was bei uns heute als letzte Volkstracht stirbt, zu einer Zeit entstanden, da Deutschlands Karte anders aussah als heute. Konfessionelle Unterschiede lehnt er ab, kommt aber doch im zweiten Kapitel 'Entwicklung der Volkstracht' auf die Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft zu sprechen, die ja auch in den 'Kirchspieltrachten' deutlich zum Ausdruck gelangt (S. 44). Ethnographisch bedingte Verschiedenheit lehnt er gleichfalls ab, hält aber die weisse Trauer der Wenden für eine solche; 'denn da, wo man diese Besonderheit findet, sitzt nachweislich wendische Bevölkerung'. Dies findet sich auf S. 33, wo auch der Satz steht: 'Der ethnographisch bedingte Hausbau (fränkisches, alemannisches, sächsisches Haus) ist zu den Toten gelegt, nachdem die Dialektforschung mit der Beseitigung der ethnographischen Terminologie vorangegangen war. Die Trachtenforschung wird wohl oder übel folgen müssen.' Wegen dieses Satzes müsste man Sp. zu einer näheren Erklärung herausfordern oder ihn bitten, einmal den Wanderstab zur Hand zu nehmen und Deutschland zu durchqueren. Denn weisse Trauer findet sich allerdings auch heute noch bei den Wenden, aber nicht ausschliesslich bei ihnen, sondern in verschiedenen Gegenden, wo sich alte Tracht erhalten hat. So legen die Westfälinnen im Kreise Minden bei Trauer ihre breite schwarze Kopfbinde ab und eine weisse Unterhaube an, die bis tief in die Stirn reicht, und in Hessen wird z. B. in Steinperf über der dort üblichen schwarzen Haube eine weisse getragen. Die Bäuerinnen des deutschen Dorfes Schönwald in Schlesien aber haben noch bis 1905 die weisse Trauer beibehalten, sogar beim Begräbnis ein weisses Laken um sich hüllend wie die Wendinnen. Es dürfte sich hier vielmehr um Reste der alten allgemeinen Sitte handeln, in Schwarz und Weiss zu trauern, die im 17. Jahrhundert auch noch an Höfen Sitte war. Die weissen Tücher, die das schwarze Gewand völlig oder doch zu einem grossen Teil bedeckten, hiessen 'Leidschleyer', und es gab eigene 'Schleyerfrauen für das Frauenzimmer, so in Leid gehet', welche ganz genau das Zeremoniell der Trauervorschriften, je nach dem Grade der Verwandtschaft zu 'schleyern' kannten. Das Leinentuch, das die

Wendin über ihr schwarzes Trauerkleid schlingt, ist nichts anderes als solch ein Leidschleier allgemeiner, historischer Trauertracht. Es wäre deshalb gut, wenn man einmal nachprüfte, ob die Kunde, dass weisse Trauer eine wendische Eigentümlichkeit sei, nicht zu den liebgewordenen Vorstellungen gehört, die man zerstören müsste. — Im zweiten Kapitel wird der Versuch gemacht, Entwicklungslinien zu zeichnen. Das ist aber eine sehr schwere Sache, da das Material sehr lückenhaft ist (denn die Volkstrachtenkunde ist etwas spät geboren), und da andererseits die grüne Lebendigkeit, die im Wachsen und Vergehen der Volkstracht waltet, der Theorie allzuoft ein Schnippchen schlägt. Die Frage nach den Gründen für das Schwinden der Volkstracht findet Sp. 'nicht so leicht zu beantworten.' 'Zum mindesten lässt sich soviel sagen, dass es eine einheitliche Ursache, die überall dieselbe Wirkung gehabt hätte, nicht gibt' (S. 52). So kann man aber doch nur sprechen, wenn man örtlichen Ursachen und reinen Zufälligkeiten, die hier und da eine Tracht zum Absterben bringen, zu grosse Bedeutung beimisst. Im letzten Grunde ist doch nur eine Ursache verantwortlich zu machen: der Umstand, dass Deutschland sich aus einem Agrikulturstaat in einen Industriestaat verwandelt. Ein Beweis dafür, wie der Einzug der Industrie und ihres Trabanten Verkehr auch zäheste Bauernart wandelt, sind die Betzinger. Zehn Jahre Industrie haben genügt, diesem trutzigen, volkskundlich hochinteressanten Völkchen, das durch Jahrhunderte unmittelbar unter den Mauern Reutlingens in Kampf und Fehde seine Eigenart gewahrt, die schöne, individuelle Tracht auszu ziehen¹⁾. Sehr schön ist das, was Sp. S. 61 über den praktischen, ästhetischen und ethischen Wert der Tracht sagt, und sehr erfreulich, dass er Trachtenvereine und Trachtenfeste nach ihrer richtigen Wertung einschätzt (S. V. 62). — Im vierten Kapitel 'Trachtenkunde' wird zunächst 'Methodisches' d. h. die Wichtigkeit einer 'wissenschaftlichen Erforschung der Volkstracht in ihrer örtlichen Mannigfaltigkeit und geschichtlichen Entwicklung' erörtert. Man kann alles, was darin gesagt wird, unterschreiben und fühlt sich nur versucht, noch etwas hinzuzufügen. 'Eine eingehende Beschreibung der heutigen Volkstracht ist also die erste Aufgabe der Trachtenkunde. Man beginnt damit, dass man die einzelnen Orte des Trachtengebietes der Reihe nach vornimmt und eine bis ins kleinste Detail genaue Beschreibung der Tracht liefert' (S. 65). Diesen Satz möchte man ergänzen: Voraussetzung ist aber, dass derjenige, welcher die einzelnen Orte des Trachtengebietes der Reihe nach vornimmt und die Trachtenbeschreibung liefert, sich zuvor eine gründliche und zuverlässige Kenntnis der deutschen Trachten überhaupt aneigne; denn nur, wenn wir die Einzelercheinung in ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen erblicken, gewinnt sie ein volkskundliches Interesse. Das geschieht aber nicht nur durch Rückschau und Zeichnen retrospektiver Linien, sondern auch durch Umschau und Zusammenfassen von Gruppen. Diese Gruppen haben mit heutigen politischen Grenzen nichts gemein. Unsere Volkstrachtenkunde krankt an Bücherweisheit und einem Mangel an lebendiger Anschauung. Die Verfasser örtlicher Trachtenwerke graben mit feinem und scharfem Geist in den Schächten der Wissenschaft, aber sie bezeigen unverkennbare Schwerfälligkeit, den grünen Baum lebendiger Anschauung zu erklimmen. Das Beurteilen von Trachtenstücken nach Abbildungen vom Standpunkt des Forschers kann doch in vielen Fällen nur ein Notbehelf sein, an den man sich hält, wo es sich um historische Trachten handelt, die in natura

1) Eine Ausnahme bildet die oberbayerische Tracht, welcher im Gegenteil durch den modernen Verkehr und die Tatsache, dass sie selbst auf die Bergsportkleidung Einfluss gewann, neues Leben zufloss. Sie unterscheidet sich aber schon im Prinzip von andern dadurch, dass sie eine bodenständige Pflanze ist.

nicht mehr zu beschaffen sind. Auf Abbildungen verschleiert eine Nebensächlichkeit recht oft das Wesentliche. Ich gehe natürlich nicht so weit, zu behaupten, die Verfasser örtlicher Trachtenwerke kannten die Trachten ihres Gebietes nicht aus eigener Anschauung; aber wo es sich um Bezugnahme auf solche handelt, die jenseits der Grenzen liegen, liest man meistens nur Quellenangaben oder die Bezugnahme fehlt völlig. Wenn z. B. Professor Jostes im 'Westfälischen Trachtenbuche' von der originellen Haube, die vor den Toren Mindens in Dankersen, Frille und Wietersheim getragen wird, sagt: 'sie gleicht einer Inful', so tut er der Volkskunde keinen Dienst; er täte das, wenn er sagte: 'sie gleicht in auffallender Weise der um Marburg getragenen Hessenhaube in ihren älteren und grösseren Formen, wie sie das Germanische Museum noch bewahrt'. Das erkennt man allerdings nur, wenn man sowohl die westfälische als die hessische Haube in der Hand hält, sie umkehrt und an der Innenseite die Übereinstimmung der Schnittform bemerkt. Es führt zu weit, Beispiele dieser Art in grösserer Zahl zu nennen, doch möchte ich noch darauf hinweisen, dass auch Kretschmers Trachtenbuch die Wiedergabe der Kleidungsstücke nicht durchweg nach lebendiger Anschauung bringen dürfte, trotzdem Sp. dies annimmt. Es wurde mir klar, als mich sein Büchlein diesen Sommer durch Deutschland begleitete. Im letzten Teil des 4. Kapitels 'Trachtenkunde' gibt er nämlich die Beschreibung deutscher Trachten nach den Kretschmerschen Farbentafeln. Ich führe einige Beispiele an. S. 124 (Frauentracht der Baar): 'Das Mieder von schwarzer Seide mit Sammetblumen hat im Rücken einen dreiseitigen, mit der Spitze nach oben stehenden Einsatz von schwarzem Tuch mit weisser Schnureinfassung . . . im Rücken ist noch ein viereckiges Stück von durchgezogenem Tüll eingesetzt.' Davon stimmt nichts, das Mieder ist einheitlich aus schwarzem gepressten Sammet geschnitten, und den Hals umschliesst ein Goller aus weissem, durchgezogenem Tüll, das am Halse Krausen und Rüsche hat. Von der Mitte des Gollers laufen zwei schmale weisse Bänder unter den Armen durch nach vorn, auf dem Rücken mit weisser Linie ein Dreieck zeichnend. Es ist ersichtlich, dass das Bild nach einer missverstandenen Abbildung, nicht aber nach dem Leben gefertigt wurde. Meine Nachfrage in der Baar, ob die Tracht vielleicht früher in der beschriebenen Weise getragen worden wäre, wurde verneint. -- Ein anderes Beispiel: S. 95 (Braunschweigische Frauentracht): 'Das in drei Zipfel gelegte Brusttuch deckt Rücken und Brust und ist im Rücken in einen Mittel- und zwei bauschige Seitenzipfel gefasst, die über die Schulter fallen. Darüber kommt eine in kleine Falten gelegte Halskrause ('Halshemd'), die bald flach anliegt, bald wagrecht absteht.' Das stimmt auch nicht. Unter dem in drei Zipfel gelegten Brusttuch wurde ein richtiges 'Halshemden' angelegt, das am Halse eine in kleine Falten gelegte Halskrause hat, die bald flach anliegt, bald wagrecht absteht. Derartige Ungenauigkeiten sind selbstverständlich nicht dem Vf. in Anrechnung zu setzen, ich wollte durch ihre Anführung nur beweisen, dass auch Autoritäten es sich in dieser Hinsicht zuweilen leicht gemacht haben.

Alles in allem kann man dem Vf. doch nur Dank sagen für diesen populären Auszug vorhandener Trachtenwissenschaft und die Anregungen, die er zu weiterem Schaffen gibt. Zumal ich schulde ihm besonderen Dank; ist doch sein Büchlein diesen Sommer auf der Fährte der Volkstracht mein steter Begleiter gewesen. Möchten seine Anregungen verdiente Folge finden, vor allem auch der Ruf: 'Sammelt die Trachtenstücke!'

Berlin.

Rose Julien.

Notizen.

De Beaurepaire-Froment, *Bibliographie des chants populaires français*. 3^e édition revue et augmentée, avec une introduction sur la chanson populaire. Paris, Rouart, Lerolle & Cie. 1910. XCIII, 186 S. 5 Fr. — Bei dem Fehlen einer wirklichen Bibliographie des französischen Volksliedes ist der vorliegende Versuch mit Dank zu begrüßen, wenngleich er nicht alle Wünsche erfüllt. Der Vf. verzeichnet auf S. 1–83 die allgemeinen Werke vom Mittelalter bis zur Gegenwart und S. 85–172 die Veröffentlichungen über die einzelnen Provinzen, ohne Nummern, Namenregister und ohne Hervorhebung des Wertvollen. Angeschlossen blieben historische, Weihnachtslieder, volkstümliche Dichtungen Gebildeter (*productions demi-savantes*) und alle Zeitschriftenartikel. Über die im Titel gezogenen Grenzen scheint der Vf. hinauszuschreiten, wenn er nicht nur französische Lieder aus Canada und Belgien, sondern auch vlämische aus Belgien und deutsche aus dem Elsass und der Rheinprovinz aufnimmt. Für eine neue Auflage seien ihm Eitners musik-historische Publikationen, Lands Ausgabe von Thysius Lautenbuch, M. Haupts Französische Volkslieder (1877), Cranes *Chansons populaires de la France* (1891) empfohlen. Willkommen sind die in der Einleitung zusammengestellten älteren Zeugnisse und die Notizen über charakteristische Züge des Volksliedes; doch hat auch hier die Scheu vor schwerfälliger Notengelehrsamkeit genauere Angaben verhindert.

P. Behrend, *Westpreussischer Sagenschatz*, eine Auswahl der schönsten Heimat-sagen, der Jugend erzählt, 1. Bändchen. 2. Aufl. Danzig, Kafemann 1911. VIII, 111 S. mit 52 Abbildungen, geb. 1,50 Mk. — Schon oben 20, 444 ward die gut ausgewählte und mit vortrefflichen Bildern von Landschaften und Schlössern versehene Lese westpreussischer Ortssagen als ein geeignetes Mittel zur Erweckung der Heimatliebe bezeichnet. Die neue Auflage des ersten Bändchens setzt eine lokale Einteilung an Stelle der historischen und bessert hie und da den Wortlaut.

J. Bernhardt, *Sagen aus der Leipziger Pflege* (*Jahrbuch des städt. Museums f. Völkerkunde zu Leipzig* 3, 1–77. 1910).

Dalmatien und das österreichische Küstenland. Herausgegeben im Auftrage des Rektorats der Universität Wien von Prof. Dr. Ed. Brückner. Wien u. Leipzig, Deuticke 1911. V, 250 S. 4 Mk. (4,80 Kr.). — Das mit zahlreichen Abbildungen versehene Werk enthält eine Reihe Vorträge von Wiener Professoren, die im Frühjahr 1910 zur Vorbereitung auf die erste Wiener Universitätsreise gehalten wurden. Volkskundliches Interesse haben besonders die Beiträge von M. Haberlandt, *Die Volkskunst in Istrien und Dalmatien* (S. 189–200) und M. R. v. Rešetar, *Das Volkslied im Süden der Monarchie* (S. 201–215). Zu dem ersten Vortrag vgl. das jüngst erschienene ausführliche Werk Haberlandts, *Österreichische Volkskunst*, Wien, Löwy 1911, bes. Textband S. 19ff. In dem Vortrag Rešetars sind besonders die Ausführungen über die epischen Volksgesänge der Serbokroaten hervorzuheben; einige Proben mit Melodien sind beigegeben.

A. Dunkmann, *Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch*. Mit einer Einleitung: *Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur in Ostfriesland*. Aurich, Dunkmann 1911. LXIV, 370 S. geb. 3 Mk. — Das hübsch ausgestattete Buch enthält nicht nur eine Anthologie der ostfriesischen Dichter des 19. Jahrh., unter denen Enno Hektor und Foke Hoissen Müller hervorragen, sondern auch ältere Kirchenlieder und historische Lieder und auf S. 41–92 'Wat dat Volk seggt und singt', d. h. Tanz- und Kinderlieder und Spruchartiges. Aus der voraufgehenden Übersicht sei hervorgehoben, dass die niederdeutsche Mundart erst im 15. Jahrh. an die Stelle des Friesischen trat, und dass in der Reformationszeit das Hochdeutsche bei den Lutherischen, bei den Reformierten aber das Holländische in Kirche und Schule gesprochen wurde; erst 1845 ward für alle Schulen die deutsche Unterrichtssprache verordnet. Im Literaturnachweis (S. 365) vermisst man Seelmanns Bibliographie im *Jahrbuch für nd. Sprachforschung* 22 und 28.

H. Höhn, *Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg 5: Hochzeitsgebräuche* (*Württembergische Jahrbücher für Statistik* 1911, 1–31).

Künstlerpostkarten österreichisch-ungarischer Volkstypen. Olmütz, Promberger. Jede Serie (10 Stück) 1,20 Kr. — Hübsche Wiedergaben von Gemälden; besonders gut gelungen

die nach den Originalen von Kapeller und Helff im Ferdinandeum in Innsbruck ausgeführten Tiroler Typen (Serie XIII).

Λαογραφία Bd. 3, Heft 1–2. Athen, Sakellarios 1911. — Enthält insbesondere: S. 1–50 N. G. Polites, Zauberberäuche zur Hervorrufung prophetischer Träume über die Heirat (mit Vergleichung französischer, englischer und deutscher Bräuche); 51–147 A. Adamantios, Keuschheitsproben, 3. Teil; 148–171 G. A. Megas, Stier- und Widderopfer in Thrakien; 172–180 Polites, Die Gorgone von Attaleia; 181–227 Schinas, Makedonische Sprichwörter; 227–242 A. S. Diamantaras, Türkische Sprichwörter, Rätsel und Lieder; ferner ein Verzeichnis griechischer Zeitschriftenartikel zur Volkskunde, Miszellen und Bücheranzeigen.

J. Lewalter, Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele, in Hessen aus Kindermund in Wort und Weise gesammelt und hsg. Mit einer wissenschaftlichen Abhandlung von G. Schläger. Kassel, Victor 1911. 1. Lief. 48 S. 8°. — Der treffliche Sammler der deutschen Volkslieder aus Niederhessen (1890–94) hat eine umfassende Sammlung der hessischen Kinderlieder unternommen, deren 1. Heft wir freudig begrüßen können. In 150 Nr. sind hier Wiegenlieder, Kose-, Schaukel- und Kniereiter-, Tanzliedchen, Fingerspiele, Zuchtreime, Gebete, Wetter-, Tier-, Pflanzen- und andere Reime samt den Melodien zusammengestellt; auch das mannigfache Spielzeug, das die Kinder sich aus Pflanzen anfertigen, ist nicht vergessen. In Anmerkungen und einer besonderen Abhandlung wird Hr. Dr. Schläger, dessen gediegene Arbeiten unsern Lesern bekannt sind, den wissenschaftlichen Ertrag der Sammlung darlegen.

G. Pitre, Per la inaugurazione del corso di demopsicologia nella r. università di Palermo, prelezione. Palermo 1911. 23 S. 4° (aus Atti della r. Accademia di scienze, serie 3, vol. 9). — Auch in Italien ist die Volkskunde nunmehr in den Kreis der Universitätswissenschaften eingereiht; in Palermo hat der hochverdiente Forscher Pitre im Januar 1911 eine Antrittsvorlesung über die 'Demopsicologia' gehalten, die sich nach seiner etwas weiten Definition mit dem inneren und äusseren Leben der zivilisierten, nicht zivilisierten und wilden Völker zu beschäftigen hat und viele Berührungen mit der Ethnographie, Sociologie, Anthropologie und Archäologie aufweist. P. zeigt den Wert von Spielen, Sprichwörtern, Sagen, Märchen, Liedern, Bräuchen und Aberglauben und erwähnt die Ausbreitung dieser Studien in anderen Ländern, nebenher das Bedürfnis nach bibliographischen Übersichten andeutend.

G. Schwela, Typische Zahlen in der sorbischen (wendischen) Volksdichtung (Archiv für slavische Philologie 33, 204–219).

Paul-Yves Sébillot, La Bretagne pittoresque et légendaire. Illustrations de Faïno, Miniac et J. Artigue. Paris, H. Daragon 1911. 215 S. 8°. — Ohne gelehrte Ansprüche zu erheben, beleuchten die hier gesammelten Skizzen des jüngeren Sébillot, der schon 1903 eine 'Histoire du peuple breton' veröffentlichte, sachkundig einzelne Seiten des heutigen Volkslebens in der schon durch die Sprache vom übrigen Frankreich geschiedenen Bretagne. Aus eigener Anschauung berichtet der Vf. von den Bräuchen bei Hochzeit und Taufe, den Heiligennamen, Trachten, der Quellenverehrung, der Schiffstaufe, den Inschriften an Denkmälern, Kirchen und Häusern, den Umzügen mit dem geprügelten Ehemanne, den Johannisfeuern. Er kontrolliert sodann Balzacs Lokalschilderungen in dem 1829 erschienenen Romane 'Le dernier Chouan' und reproduziert einige Volkssagen vom Besuch bei den Unterirdischen (p. 166), vom Tierbräutigam (p. 173; vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 315), von der versunkenen Stadt Ys (p. 201), auch eine Lenorensage 'La fiancée de l'Islandais' (p. 186).

W. Seelmann, Reuter-Forschungen (Niederdeutsches Jahrbuch 36, 1–80). — Auf S. 45–47 werden vom Goliathliede, das Reuter in Kap. 26 der Stromtid anführt, fünf Texte nachgewiesen; S. 65–74 Nachbarreime aus Brandenburg, Glatz, Holstein, Braunschweig, Mecklenburg.

Karl von Spiess, Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst. S.-A. aus dem Programm des K. K. Staats-Ober-Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 1911. 28 S. 8°. — Der Vf. sucht nachzuweisen, dass Forrers Behauptung, die Bauernkunst sei nichts anderes als eine 'Kunsterscheinung, welche permanent hinter der grossen Kunst nachhinkt und sie kopiert', in dieser Allgemeinheit unrichtig ist. Es gebe bestimmte Züge, die nur der

Bauernkunst zukommen. Von den typisch wiederkehrenden Motiven der Bauernkunst wird insbesondere die Gruppe 'Baum und paarige Vögel' analysiert. Der Vf. meint, dass diesem Motiv wie den Erzeugnissen der Bauernkunst überhaupt mythische Vorstellungen zugrunde liegen, die letzten Endes auf den Phasenwechsel des Mondes zurückgehen. Die Beweisführung ist fesselnd und lehrreich, aber nicht überzeugend.

Zeitschrift für Kolonialsprachen hsg. von C. Meinhof mit Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung Bd. 2, Heft 1—2. Berlin, D. Reimer 1911. 160 S. (12 Mk. der Jahrgang). — Enthält: C. G. Büttner und C. Meinhof, Chuo cha Herka, das Buch von Herkal (246 Strophen eines Heldengedichtes in Suahelisprache mit Übersetzung); E. Funke, Die Familie der afrikanischen Volksmärchen (11 Märchen aus Togo im Original und deutsch); K. Wulff, Zur neueren Literatur über die Völker und Sprachen der Philippinen (über 6 amerikanische Werke von 1903—1909); C. Meinhof, Anzeige von Migeods Languages of West Africa. O. Dempwolff, Beiträge zur Kenntnis der Sprachen in Deutsch-Ostafrika; W. G. Ivens, Folk tales from Ulawa (5 Nr.); Bücheranzeigen.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 27. Oktober 1911. Der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roediger, teilte mit, dass der neue Herausgeber der Zeitschrift des Vereins bereits wieder sein Amt habe niederlegen müssen, da er nach Leipzig berufen worden sei. Herr Dr. Ed. Hahn berichtete über den diesjährigen Anthropologenkongress in Heilbronn, sowie über Studienreisen in Österreich. Lobend erwähnt wurden die Museen für Volkskunde des Innviertels in Braunau und Schärding. Zugleich legte er verschiedene Geräte volkstümlicher Art, wie z. B. Körbe aus Tannennrinde u. a. vor. Hierzu bemerkte der Vorsitzende, dass in Finnland die Verwendung von Rinde zu vielerlei Geräten noch sehr verbreitet ist. Herr Direktor Dr. Minden erinnerte an den sog. Birkebeener Aufstand in Norwegen. Dr. Hahn sprach dann noch über den Philologenkongress in Posen, der eine Abteilung für Volkskunde unter Leitung von Prof. Siebs, Breslau, gebildet hatte, die aber durch den plötzlichen Tod von Prof. Dr. Erich Schmidt, Bromberg, in ihrer Tätigkeit sehr beeinträchtigt wurde. Prof. Reuschel hielt auf dem Kongress einen Vortrag über Luther und die Volkskunde. Der Berichterstatter empfahl eine regere Beteiligung des Vereins an den Kongressen der Anthropologen und Philologen und bei anderen Gelegenheiten. Hierzu bemerkte der Vorsitzende, dass die bisherige Zurückhaltung der Vereine durch grosse Aufgaben, wie die Sammlung der Volkslieder und Segen, veranlasst werde, welche die Kraft der wissenschaftlich tätigen Mitglieder sowie alle verfügbaren Geldmittel in Anspruch nähmen. — Herr Kgl. Baurat Friedrich Müller hielt einen längeren Vortrag über die Naturverhältnisse der Scheldemündungen und ihre Einwirkung auf die Entwicklung des Volkslebens in der niederländischen Provinz Zeeland. Unter Vorführung zahlreicher Abbildungen von Volkstrachten, Bauten, Profilen und Lichtbildern gab der Redner ein fesselndes und anschauliches Bild von der Entstehung des Landes, das durch kunstvolle Wehrbauten mit Hilfe einiger Inseln im Laufe der Jahrhunderte erst gebildet worden ist. An der Hand der Karten aus verschiedenen

Zeiten liess sich diese Entwicklung deutlich erkennen. Die Inseln wurden untereinander künstlich verbunden, und man errichtete auf ihnen Fluchthügel ohne Gebäude, um bei Hochwasser und Stürmen wenigstens diese Punkte zu behaupten. Was den Charakter der Bevölkerung betrifft, so fällt ihr Frohmut auf, der auf dem Vertrauen beruht, das man begründeterweise auf den Staat setzt. Es geschieht in der Tat viel, um die Lage dieser Provinz durch staatliche Beihilfe zu verbessern, wie man das in Preussen auch bei den Halligen der Nordfriesen bemerken kann. Es gibt in Zeeland keine Armut. Die Männer sind höflich, wortkarg und sparsam. Die Frauen werden mehr geachtet als z. B. in Belgien; sie sind in der Ehe meist ordnungsliebend und werden nicht zu harter Arbeit angehalten. Ihre Tätigkeit ist auf den Haushalt und Stall beschränkt. Die Bearbeitung des fruchtbaren Bodens in Garten und Feld, Deicharbeiten und Fischfang sind Männerarbeit. Der Mann trägt langes Haar zum Zeichen der Freiheit. Die Deicharbeit ist so sehr in Fleisch und Blut vieler Arbeiter übergegangen, dass es unmöglich ist, sie anderwärts anzusiedeln. Eine grosse Hauptsache ist, bei der Zeeländer Bevölkerung gutes Essen und Trinken. Eigentümlich sind ihre Gebräuche beim Freien. Auf Holzbrücken ist z. B. das Küssen erlaubt. Die Volkstracht kann man am besten in Middelburg auf den Märkten kennen lernen. Abweichend von den anderen Zeeländern ist die Bevölkerung von Arnemuiden auf Walchern in Hinsicht auf Tracht und Charakter. Die Frauen werden Seebäuerinnen genannt, weil sie an Land wenig zu tun haben. Der Vorsitzende dankte dem Redner für seine eingehenden Darstellungen über das interessante Land und Volk und erinnerte an einen von Prof. Gallée im Jahre 1904 gehaltenen Vortrag, s. oben 14, 358, über Haus, Tracht und Volksstämme in den Niederlanden.

Freitag, den 24. November 1911. Vorsitz Geh.-Rat Roediger. Der Unterzeichnete sprach über die Volkstracht des Hickengrundes, Kr. Siegen, und über die Haubergswirtschaft im Siegerlande mit Vorlagen aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde. Den südlichsten Teil des Siegerlandes bildet der Hickengrund, dessen Bevölkerung sich nach Tracht und Art von den anderen Siegerländern unterscheidet. Die vorgelegte Frauentracht, die das Museum Herrn cand. phil. Fr. Ginsberg verdankt, fällt besonders durch die einfarbige, in senkrechten und wagerechten Falten zu einem kleinen Paket sorgfältig zusammengelegte Schürze auf. Die hierdurch hervorgerufene Musterung gibt der ausgebreiteten Schürze ihre Besonderheit. Die Männer, Hicken genannt, tragen gewöhnlich die in Rheinland und Westfalen weit verbreiteten blauen Kittel. In früheren Zeiten kamen die Hicken als Frachtfuhrleute und Händler mit Hopfen und Getreide weit umher, und auch noch heute ist ihnen Wanderlust eigentümlich. Die Mundart ist im allgemeinen übereinstimmend mit der ripuarisch-fränkischen ihrer westlichen Nachbarn. Der Name 'Hicken' ist noch unerklärt. — Die Haubergswirtschaft des Siegerlandes ist weit bekannt und von grosser Altertümlichkeit. Delius hat ihr in Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Breslau 1910, eine längere Abhandlung gewidmet. Unter Haubergen versteht man an Berghängen liegende Laubholzniederwaldungen, deren Eichenbestände in Zwischenräumen von 16 bis 18 Jahren zur Gewinnung von Gerberlohe abgeschält werden. Zum Betrieb dieser Wirtschaft haben sich im Siegerlande Genossenschaften gebildet, die nach Delius auf die uralten Wirtschaftsverbände zurückgehen, deren Spuren seit 1300 in jedem Kirchspiel nachweisbar und letzten Endes Markgenossenschaften sind. Die Haubergsgenossenschaften des Siegerlandes sind durch eine sehr genaue Hauordnung ausgezeichnet, wohl eine Folge der seit dem 14. bis 15. Jahrhundert wahrnehmbaren Waldverwüstung, die durch obrigkeitliche Verordnungen im Interesse der Eisen-

industrie des Siegerlandes eingeschränkt werden musste. Altertümlich wie der genossenschaftliche Betrieb ist auch die Feldwaldwirtschaft des Hauberges, ferner die Einteilung der ganzen Bezirke in Haue oder Schläge, in die Unterabteilungen der sogenannten Jähne (ahd. gân, erhalten im heutigen 'Gang') und Haine. Im Frühjahr wird das Gestrüpp mit einem Messer, genannt Heppe, abgehauen; dann folgt das Schälen der Eichenstämme, das Abhauen des Kahlholzes, wobei die Wurzel stehen bleibt; die Rasennarbe wird abgeschält und verbrannt, um als Dünger für eine Kornsaat im Hauberge ausgebreitet zu werden. Schliesslich wird nach der Ernte das bisher einem einzelnen Genossen überwiesene Loos wieder gemeinsame Viehweide bis zur erneuten Verteilung nach der festgesetzten Abtriebszeit von im ganzen 16 bis 18 Jahren. Der Eichenschälwald hat sich vom Siegerlande aus weithin verbreitet, geht aber jetzt durch die Konkurrenz ausländischer billigerer Gerbstoffe immer mehr zurück. Einige dabei benutzte Geräte, zum Teil aus dem Siegerlande und aus der Gegend von Bonn, letztere aus zugeschärften Rinderknochen bestehend, wurden vorgelegt. Herr Prof. Dr. Schulze-Veltrup verbreitete sich in längeren Ausführungen auf Grund eigener Anschauung über die Verhältnisse im Siegerlande, die mit der Haubergswirtschaft zusammenhängenden Industrien der Lohgerberei, der Leimerzeugung, der Filzbereitung und Hornverarbeitung, sowie über das der Obstzucht ungünstige rauhe Klima des Landes. Der Vorsitzende machte auf die Altertümlichkeit des Brennbetriebes in der Haubergswirtschaft aufmerksam. Ähnliches finden wir in Finnland, und der Name der Schweden wird als der 'Brenner' erklärt. Herr Prof. Dr. Bolte wies auf die neuen Veröffentlichungen des Folkloristischen Forscherbundes FF hin, die zum grossen Teile in deutscher oder englischer Sprache geschrieben sind, und forderte zum Beitritt auf. — Dann sprach Frä. Elisabeth Lemke über die Totenblume *Asphodelos*. Diese zur Familie der Liliaceen gehörende Pflanzengattung ist uns zwar aus der Odyssee bekannt, wird aber ausserhalb botanischer Kreise selten erklärt; und so war es gut, dass E. L. eine kurze Beschreibung ihren weiteren Ausführungen vorangehen liess. Aus älteren und neueren Nachrichten ergibt sich, dass *Asphodelos* eine Nahrung und Stärkung spendende Pflanze ist. Die Griechen hielten für den Aufenthalt der Toten die *Asphodelos*-Wiese im Hades und pflanzten A. auf Gräber, wie Preller sagt: nicht nur als Zeichen der Trauer, sondern auch zu einiger Speise für die Toten; auch Abbildungen von A. auf Grabdenkmälern kommen vor. Heute ist — u. a. in Italien und Frankreich — die Verwertung zur Spritgewinnung sehr gross. Sowohl im Altertum wie zu unserer Zeit haben Heilkunde und Aberglauben viel mit der Pflanze zu schaffen, und in eigenartiger Weise stimmt das (immer in grosser Menge auftretende) Erscheinen von A. zu den Orten, an denen E. L. die Pflanze antraf, so am Albaner See, in Ostia, bei Paestum und bei Karthago. Zum Teil betrachtet das Volk den A. als freundlichen Berater in bezug auf die kommende Ernte der Feldfrüchte usw., zum Teil verabscheut es ihn und zerstört die Bestände. (Ein Exemplar, zwischen Karthago und Khérédin, am alten punischen Hafen gepflückt, wurde vorgelegt.) In der anschliessenden Diskussion wurde von Herrn Dr. Boehm auf die eigentümliche Erscheinung hingewiesen, dass die *Asphodelospflanze* im Volksglauben zugleich Nahrungspenderin und Totenblume ist, auch wurde die Frage nach dem Alter der letzteren Deutung erörtert, welche im Vortrage bis auf Homer zurückverfolgt war. Der Vorsitzende wies auch auf die neuere volkstümliche Bedeutung des gelben *Asphodelos* hin. In Spanien nennt man einen Trunkenbold einen Porazzio nach dem romanischen Namen der *Asphodelospflanze*, die zur Herstellung von Spiritus benutzt wird. Der Vorsitzende sprach dann über Leitung und Aufgaben des Vereins im Hinblick auf die bevorstehende Neuwahl

des Vorstandes. Bei einer früheren Gelegenheit hatte Herr Dr. Ed. Hahn auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Jugend mehr als bisher der Volkskunde zuzuführen und überhaupt mit grösserem Nachdruck Propaganda für die Volkskunde zu treiben. Dem gegenüber wies Herr Geheimrat Roediger darauf hin, dass der Verein durch seine Sitzungen, er selbst durch seine Universitätsvorlesungen hierzu nach Kräften beitragen und dass die Zeitschrift des Vereins unter der bewährten Leitung von Joh. Bolte einen angesehenen Namen trage. Kongresse für Volkskunde könnten aus Mangel an Mitteln nicht leicht veranstaltet werden, man müsse sich daher auf Zusammenkünfte der Vereinsvertreter beschränken, die den Verbandstagen deutscher Vereine für Volkskunde beiwohnen. Dieser Verband arbeite an der Verwirklichung bedeutender Aufgaben, wie zunächst der Sammlung von Volksliedern und Segen. Nach den Satzungen unseres Vereins sei die wissenschaftliche Pflege der Volkskunde seine Aufgabe, und der Vorstand halte sich diese Bestimmung stets vor Augen, um sie nach bestem Wissen und Können zu erfüllen. Vorschläge von Mitteln und Wegen, diese Aufgabe noch besser zu lösen, würden stets gern geprüft und wenn möglich befolgt. Herr Stadtverordneter Sökeland bestätigte aus seiner Erfahrung, dass der Zudrang zu Vereinen mit idealen oder wissenschaftlichen Zielen mit wenigen Ausnahmen allgemein zu wünschen übrig lasse. Der Vorsitzende erwähnte noch, dass durch die grossherzige Beihilfe eines ungenannten Vereinsmitgliedes jetzt die Möglichkeit geboten sei, die Monatssitzungen durch Vorführung von Lichtbildern auch dem Auge anziehender und lehrreicher zu gestalten. Herr Rektor Monke schlug vor, dass der Verein sich mit den landsmannschaftlichen Vereinen Berlins in Verbindung setzen möge. Herr Geheimrat Prof. Dr. Conwentz regte an, unter Nennung bestimmter Aufgaben Subventionen von Provinzial- und Kommunalbehörden zu erbitten, wenn dem Verein einmal finanzielle Schwierigkeiten erwachsen sollten. Herr Privatdozent Dr. Ed. Hahn betonte, dass seine früher gemachten Ausführungen über die Propaganda der Volkskunde besonders unter der Jugend aus allgemeinen Beobachtungen erwachsen seien und keinesfalls dem Vereinsvorstande gelten sollten. Die Volkskunde werde leider in höheren Kreisen noch immer nicht gewürdigt, und es sei zu verlangen, dass der deutschen Volkskunde nicht mindere Mittel zur Verfügung gestellt werden als auswärtigen Unternehmungen.

Freitag, den 15. Dezember 1911. Der Vorsitzende Geh.-Rat Roediger teilte mit, dass an Stelle Dr. Michels Herr Oberlehrer Dr. Fritz Boehm die Leitung der Zeitschrift des Vereins übernommen habe. Dr. Michel habe bei seinem Fortgange die Vereinskasse durch eine Spende bereichert, wofür ihm gedankt sei. Herr Geheimrat Friedel sprach unter Vorzeigung von Belegen über Glücksschweinchen und Verwandtes. Mehrere Fischarten, Karpfen, Hecht und Forelle, spielen im Volksglauben eine Rolle, indem gewisse Teile von ihnen als glückbringend gelten. Die Schuppen des Karpfens sind als solche wohlbekannt, besonders die des Spiegelkarpfens, auch Karpfenkönig genannt, welche eine Grösse von 35 mm und darüber erreichen. Vom Hecht werden Knöchelchen in Form von Kreuz und Lanze als zauberkräftig angesehen, und in der Forelle endlich steckt das Urbild des Glücksschweinchens, ein Knöchelchen der hinteren Zunge. Dieses Glücksschweinchen war früher im Volke wohlbekannt und geschätzt, ist jetzt aber fast vergessen. Eine Seeschnuckenart, welche mit ihrem Deckel die Weichteile verschliesst, wird ebenfalls vom Volke als glückbringend angesehen, und man trägt diese Deckel als Amulett bei sich herum. Der Unterzeichnete wies darauf hin, dass die Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde entsprechende Schnecken und Muscheln von Braunschweig besitzt, die von alters her in einer Apotheke als Heilmittel gegen Kinderlosigkeit verkauft wurden. Man nannte sie Hochvater und

Hochmutter. Herr Oberlehrer Dr. Ebermann bemerkte, dass im Gegensatz zum Glücksschweinchen im Volksglauben die Begegnung von Schweineherden vielfach als unglücklich angesehen werde. Der Vorsitzende ergänzte diese Mitteilung dahin, dass zur Abwehr von Unheil Eisenberührung als zauberkräftig gelte. Herr Rektor Monke bezeichnete nach Simrock kräftige und edle Tiere als glückbringend, schwache und unedle als unheilverkündend. Frä. Elisabeth Lemke erklärte demgegenüber, dass in Ostpreussen Schweinebegegnung als glückbringend gelte. Dann legte Herr Privatdozent Dr. Ed. Hahn verschiedene auf seinen diesjährigen Reisen gesammelte Gegenstände volkstümlicher Bedeutung vor und übergab sie der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde als Geschenk. Eine kleine Glocke von Ton wurde in Brixen als Kinderspielzeug benutzt, während in Rom solche beim Johannisfeuer als Schutz gegen Hexen dienen. Eigentümlich, aber weit verbreitet ist der Gebrauch des Schachtelhalmes zum Putzen von Metall, besonders von Zinn, weshalb er in München geradezu Zinnkraut heisst. Im Havelande wird er nach Monke zum Putzen der Stricknadeln verwendet, wegen seines Gehaltes an Kieselsäure. Ferner wurden Pakete der alten, grob zugespaltenen, an beiden Enden in Schwefel getauchten Zündhölzer vorgelegt, wie sie früher in Lübeck für das Torffeuer benutzt wurden. Zum Punkte Vorstandswahl ergriff Herr Archivar Dr. Behrend sodann das Wort, um anknüpfend an die Besprechungen in der Novembersitzung darauf hinzuweisen, dass eine Richtung im Kreise der Germanisten das Heil des Vereins nur in streng-wissenschaftlicher Arbeit erblicken und auf Popularisierung verzichten wolle. Die Vereinsleitung nehme demgegenüber eine mittlere Stellung ein. Um jüngere Mitarbeiter heranzuziehen, müsse ein Volkskunde-Archiv geschaffen und andere ernste Ziele ihnen gezeigt werden. Der Vorsitzende will eine gute Popularität des Vereins durch ernste Arbeit in der Zeitschrift des Vereins und Privatleistungen der Mitglieder erstreben, während die Sitzungen der Heranziehung eines grösseren Interessentenkreises dienen sollen. Ein Repertorium der Volkskunde wäre wohl erwünscht, würde aber nicht genügen. Das Nötigste wäre ein Institut für Volkskunde mit reichem Bildmaterial und Bibliothek. Hierauf wurde der bisherige Vorstand des Vereins durch Zuruf wiedergewählt. — Dann hielt Herr Oberlehrer Dr. Oskar Ebermann seinen wegen der vorgerückten Stunde etwas abgekürzten Vortrag: Das Feuerbesegen in Volksbrauch und Dichtung. In alter Zeit wurden Feuerbrünste durch eine Fülle von zauberischen Handlungen bekämpft. Beschwörungen des Feuers, sog. Brandbriefe oder Feuersegen, wurden im 15. Jahrhundert in Deutschland allgemein bekannt. Die Formeln dieser Segen waren weitverbreitet. Vereinzelt werden Lieder zu Segen umgewandelt, aber auch das Umgekehrte kommt vor. Besondere Kraft zur Feuerbeherrschung wurde den Zigeunern zugeschrieben auf Grund ihrer Kenntnis der mystischen Feuerwurzel. In der neueren Literatur finden sich Erinnerungen an alte diesbezügliche Gebräuche, so in des Knaben Wunderhorn das Gedicht: Das Feuerbesegen. In den Sammlungen alten Aberglaubens, bei Wuttke und Bartsch (Mecklenburg), sind vielfache Feuersegen erhalten. Mörikes Gedicht: Der Feuerreiter zeigt, wie der Brand auf einem Schimmel dreimal umritten werden muss. Am wirksamsten geschieht das Feuerumreiten durch den Landesfürsten, was zu Goethes Zeit in Weimar öfter geschah. Goethe hat auch einen Feuersegen abgedruckt; es ist aber zweifelhaft, ob er Original oder Nachdichtung ist. Sehr ähnliche Brandsegen werden auch gegen Krankheiten angewendet. Hierzu wurde ein scherzhaftes Gedicht von Kopisch zitiert.

Berlin.

Karl Brunner.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: G. Baeseke, Frau Holden am Niederrhein; P. Beck, Historische Lieder; J. Bolte, Wetterregeln österreichischer Bauern des 17. Jahrhunderts; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein (Forts.); O. Ebermann, Abergläubische Gebräuche in Hans Vintlers 'Blume der Tugend'; A. Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde (Schluss); J. Hertel, Altindische Parallelen zu Babrius fab. 32; H. Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); B. Kahle, Volkskundliche Nachträge (Forts.); A. Naegele, Steinkreuze; C. Müller, Nachbarreime aus Obersachsen; O. Schell, Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes; P. Schullerus, Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Romänen im Harbachtal; O. Schütte, Reime auf deutschen Spielkarten; K. Spiess, Zur Methode der Trachtenforschung; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; O. Stückrath, Die Liedersammlung des Hans Schmid von Kusell; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich; W. Wisser, Das Märchen vom tapferen Schneiderlein in Ostholstein; Th. Zachariae, Abergläubische Gebräuche des Mittelalters in den Predigten Bernardinos von Siena; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Zeitschriftenschau.

- Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Krontuss, hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien 13, 10, 14, 1. Wien, A. Hölder 1911—12.
- Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, hsg. von E. Langer 11, 1—2. Braunau, Selbstverlag 1911.
- Hessische Blätter für Volkskunde 10, 3. Leipzig, Teubner 1911.
- Hessische Chronik, Monatsschrift für Familien- und Ortsgeschichte in Hessen und Nassau, hsg. von H. Bräuning-Octavio und W. Diehl 1, 1—2. Darmstadt, Wittich 1912.
- Jahresbericht des Museums für hamburgische Geschichte für das Jahr 1910 von O. Lauffer. Hamburg 1911 (4. Beiheft 1. Teil zum Jahrbuch der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten 28 [1910]).
- Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, hsg. von O. Brenner n. F. 28. Augsburg, F. Bruckmann 1911.
- Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme 5, 11—12. Dresden, Hansa 1911.
- Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, hsg. von F. Martin 51. Salzburg, Selbstverlag 1911.
- Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde nr. 14.
- Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1911, 3—4. — Beiheft. — Geschäftliche Mitteilungen 1—2. Berlin, Weidmann.
- Unser Egerland, Monatsschrift für Volks- und Heimatskunde, hsg. von A. John 16, 1—2. Eger 1912.
- Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwiss. und Medizin, 10, 13. Bericht und Mitgliederverzeichnis.
- Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung H. Buchert 9, 11—12. München, Seyfried & Co. 1911.
- Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1912, 1. Berlin, Allg. deutscher Sprachverein.
- Zeitschrift für Ethnologie 43, 5. Berlin, Behrend & Co. 1911.
- Zeitschrift für Kolonialsprachen, hsg. von C. Meinhof 2, 1—2. Berlin, D. Reimer 1911.
- Zeitschrift für österreichische Volkskunde, hsg. von M. Haberlandt 17, 4—5. Wien, Hölder 1911.
- Zeitschrift für deutsche Philologie 43, 4. Stuttgart, Kohlhammer 1911.

A Magyar nemzeti múzeum néprajzi osztályának értesítője 12, 4. Budapest 1911.

Časopis musea království českého red. Č. Zibrt 86, 1. Prazě, Rívnáč 1912.

Driemaandelijksche Bladen nitgegeven door de Vereeniging tot onderzoek van taal en volksleven in het oosten van Nederland 11, 3—4. Utrecht, Kemink en zoon 1911.

Finnisch-ugrische Forschungen. hsg. von E. N. Setälä, K. Krohn, Y. Wichmann.
10, 1–3. 11, 1–2. Helsingfors und Leipzig, Harrassowitz 1910–11.
Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien, red.
af E. Ekhoff 1911. 3–4. Stockholm. Wahlström & Widstrand.
Journal of american folk-lore 93 = Bd. 24. Lancaster, Pa. & New York 1911.
Revue d'Ethnographie et de Sociologie publ. p. M. A. van Gennep 1911, 7–12. Paris.
E. Leroux.
Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandse Folklore. onder Redactie van A. de Cock.
22, 11–12. 23, 1–2. Gent, Hoste 1911–12.
Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 19, 11–12.
Liège 1911.

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

Die altgermanische Tierornamentik.

Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem
IV. bis IX. Jahrhundert

von

Dr. Bernhard Salin.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt

von **J. Mestorf.**

Ein Band 4°, etwa 400 Seiten. mit über 1000 Textabbildungen.

Preis 30 Mark.

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur
Verfügung.

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker

und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt.

Von

Dr. Paul Ehrenreich.

VIII und 107 Seiten gr. 8°.

Preis 3 Mark.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Strasse 30.